Der Inselkönig.

Ein Roman in fünf Bänden

aus

Herloßsohn's nachgelassenen Papieren

von

Philipp Galen.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Erstes Buch.

Die Waise und der Vormund.

Erstes Kapitel.

Die Waise.

Es war am Tage vor Weihnachten des Jahres 1826. In den schneebedeckten Straßen der großen Hauptstadt herrschte trotz der empfindlichen Kälte ein reges Leben. Die sonst so spiegelklaren Schaufenster vor den zahllosen Kaufläden, strahlend von den tausenfach verschiedenen Gegenständen des Bedürfnisses und des täglich zunehmenden Luxus, waren von natürlichen, in der Wintersonne glitzernden Eisblumen verschleiert, und somit den schaulustigen Mägden und Kindern ein Theil ihrer Festfreude entzogen. Dennoch aber standen überall, wo auch nur eine Spur der glänzenden Herrlichkeit zu erspähen war, Neugierige und Müssiggänger genug, zwar mit den Füßen stampfend und die Arme bewegend, aber vor innerer Freude warm und voll gespannter Erwartung dessen, was

das gabenreichste aller Feste ihnen bescheren würde. Namentlich aber war das Gedränge groß in den langen und breiten Straßen, die in den großen Königsplatz, den sogenannten Weihnachtsmarkt, münden, welcher, wie sonst, auch heute den Mittelpunkt des allgemeinen Feststrebens bildete, und obgleich es, wenigstens für die Jahreszeit, noch früh am Tage war, mehrte sich das Gedränge der Wandernden, Schauenden und Kaufenden doch jeden Augenblick.

Es war etwa kurz nach zehn Uhr Morgens. Die neueste Post aus der östlichen Provinz war so eben angelangt, und ein Dutzend halberfrorener Reisender drängte sich vom Postgebäude her dem Markte zu.

Unter diesen bemerken wir einen Mann, augenscheinlich ein Mittelbürger einer kleinen Provinzialstadt, der einen Knaben von etwa fünf Jahren an der Hand führte. Dieser Knabe, so eben einer tagelangen Winterreise entronnen, trippelte, von Kälte starrend, neben dem eilig dahinschreitenden älteren Begleiter her. Als das Kind aber das bunte Gewühl, die Menschenmenge und die verlockenden Verkaufsgegenstände in den Marktbuden sah, vergaß es Kälte und Erstarrung, und schaute mit seinen großen, dunkelblauen Augen verlangend um sich her. Gegen die winterlichen Angriffe auf der Reise war es übrigens ziemlich verwahrt, denn wir sehen es bekleidet mit einem blauen Tuchröckchen und graugestreiften Hös-

chen. Auf dem Kopfe trug er einen kleinen, runden Hut von schwarzem Filz; ein rothwollener, gestrickter Shwal lag dichtgeknüpft um seinen Hals, und zu größerem Schutze war noch ein großes, buntgestreiftes Frauentuch um seinen ganzen Körper gewunden. Unter dem Filzhut sah man lange, dichte, blonde Locken hervorquellen, die ein Gesicht von äußerster Zartheit und ungewöhnlicher Lieblichkeit umspielten.

Vor einer großen, mit lockendem Kinderspielzeug angefüllten Marktbude blieb der Knabe stehen, und sein Führer ließ ihn einen Augenblick gewähren, um einen vorübergehenden Polizeimann nach der Churfürstenstraße zu fragen. Als die verlangte Auskunft aber ertheilt war, zog der Mann den Knaben um so schneller fort, indem er mit mäßiger Stimme sagte:

„Komm schnell, Eduard; Du wirst Zeit genug haben, diese schönen Sachen anzusehen, zuerst aber mußt Du nach Hause.“

Die naheliegende Churfürstenstraße war bald erreicht und die Hauszahl 75 eben so bald gefunden. Der Mann mit dem Knaben stand vor der verschlossenen Thür und schellte kräftig. Er brauchte nicht lange zu warten. Eine junge, wohlgerundete, blühende Frau mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, augenscheinlich dem mittleren Arbeiterstande angehörig, öffnete und fragte was man wolle.

„Wohnt hier der Assessor Ramkau, junge Frau?“ fragte der Fremde.

„Allerdings wohnt der Herr Assessor hier,“ war die schnell gesprochene Antwort, „und was wollen Sie von ihm?“

„Das geht Sie nichts an, liebe Frau. Sind Sie seine Wirthin?“

Das warmblütige junge Weib, dem die Munterkeit des Lebens aus allen Zügen sah, blickte den barschen Mann etwas verwundert an, aber ein zweiter Blick auf das frierende Kind milderte ihre Aufwallung, und sie erwiderte:

„Seine Wirthin nicht, aber seine Aufwärterin, Mann, und zwar — doch das geht Sie auch nichts an. Mit Einem Wort, was wollen Sie?“

„Ist der Assessor zu Hause?“

„Der Herr Assessor ist nicht zu Hause; in seiner Abwesenheit aber nehme ich die Bestellungen an.“

„Nun, wenn es so ist, bin ich am Ende meiner Reise. Ich bringe diesen Brief von der Bürgermeisterei zu Neuberg und diesen Knaben dabei.“

Während dieses kurzen Gespräches war der Fremde, die Frau fast vor sich herdrängend und den Knaben nachziehend, in die Hausflur getreten, hatte einen ziemlich großen Brief seiner Brusttasche entnommen, und reichte denselben der kurz angebundenen Frau hin, die ihn nahm,

genau besah, und zuletzt einen fragenden Blick halb auf den Knaben, halb auf den Ueberbringer desselben warf.

„Wo ist der Brief her?“ fragte sie.

„Von der Bürgermeisterei zu Neuberg — habe ich schon gesagt.“

„Und der Knabe?“

„Liebe Frau, — das ist nicht meine Sache. Ich habe den Knaben hierher gebracht und den Brief dazu. Hiermit ist mein Auftrag zu Ende. Leben Sie wohl! — Adieu, Eduard!“ fügte er hinzu, indem er dem Knaben die Hand gab und einen sanfteren Blick damit verband, als man seiner früheren Redeweise nach hätte vermuthen sollen. Einen Augenblick darauf war er verschwunden, und die Thür schlug klingelnd hinter ihm zu.

„Das ist doch sonderbar,“ sprach die Frau immer mehr verwundert vor sich hin, und blickte einen Augenblick nach der schon geschlossenen Thür. „Dem Assessor wird ein Knabe geschickt, und er hat mir nichts davon gesagt? Ei, ei! Aber komm, mein Junge, komm schnell in's Zimmer, es ist so kalt!“

Und den durchaus nicht widerstrebenden Knaben an die Hand nehmend, führte sie ihn über einen langen Flur in ein warmes Hinterstübchen des großen Hauses, nahm ihm das Hütchen vom Kopf, band ihm mit flinker Hand das große Tuch ab, und fügte sich so schnell in die un-

vermuthete neue Lage, wie man es von einer gefaßten und klugen Hausfrau nicht anders erwarten konnte. Als sie mit dem Auskleiden des Knaben fertig war, sah sie ein schönes, wenn gleich mageres Kind vor sich, dessen lebhafte Augen etwas tiefer im Kopfe lagen, als es bei Kindern seines Alters gewöhnlich ist, und dessen Wangen eben nicht an allzugroßer Fülle litten. Sie strich ihm mit der Hand die seidenweichen, blonden Locken aus dem Gesicht und fragte:

„Also Du heißest Eduard? Wo kommst Du her?"

„Ich bin den ganzen Tag und die Nacht in einer großen Kutsche gefahren," entgegnete der Knabe treuherzig und schnell. Kinder fühlen so bald, wem sie angenehm und lieb sind.

„So, mein Junge. Du hast wohl tüchtig gefroren?"

„Ja, besonders an den Füßen."

„Ach, die kleinen Füße!" rief die Frau, setzte den Knaben auf einen großen, mit braunem Leder überzogenen Sorgenstuhl, der in dem gemüthlichen Stübchen in der Nähe des Ofens stand, zog ihm nicht ohne Mühe die Stiefelchen aus, und rieb mit ihren warmen Händen die halb erstarrten Glieder des kleinen Reisenden.

„O — das ist schön!" sagte das Kind. „Wie heißest Du?"

„Ich heiße Schwarzkopf, mein Söhnchen, Minna Schwarzkopf.“

„Und wer bist Du?“

„Ich bin eines Tischlers Frau.“

„Hast Du auch Kinder?“

„Nein, mein Sohn, noch nicht.“

„O, das ist Schade. Ich spiele so gern mit kleinen Kindern. — Heute ist mein Geburtstag,“ fügte er plötzlich aufjauchzend hinzu.

„Dein Geburtstag? O, wie schön, mein Kind! Gott segne Dich, ich wünsche Dir viel, viel Glück dazu. Aber wo kommst Du her?“

„Von Tante Regine.“

„Und wie heißt Dein Vater?“

„Mein Vater ist todt, meine Mutter auch,“ erwiderte der Knabe leise seufzend „— ich bin eine Waise.“

„Eine Waise? Du lieber Gott! Und das weißt Du Alles? Was sollst Du denn aber hier in der Stadt?“

„Ich soll meinen Vormund kennen lernen.“

„Aha!“ dachte Frau Schwarzkopf, „jetzt kann ich es mir erklären. Aber warum hat der Assessor mir nicht gesagt, daß er den Knaben erwartet?“

„Hast Du nichts zu essen?“ fragte der Knabe plötzlich. „Mich hungert!“

„Ach, wie konnte ich das vergessen!“ rief die Frau,

sich selbst anklagend, sprang rasch an einen Wandschrank, öffnete ihn, nahm Weißbrot und Butter heraus, die auf einem Tellerchen lag, lief in die benachbarte Küche, und kam bald mit einer großen Tasse Milch herein, die sie im Ofen wärmte und dann dem Knaben vorsetzte. Und als er nun mit großem Appetite in das knisternde Weizenbrot biß, stemmte sie zuschauend die Arme in die Seiten und freute sich mehr über das Behagen des Kindes, als wenn sie ihren eigenen Appetit befriedigt hätte.

„Es schmeckt mir gut bei Dir!“ rief der Knabe.

„Das freut mich. Hat es Dir bei Tante Regine nicht so gut geschmeckt?“

„Ach, ich bin oft krank gewesen. Tante Regine ist auch sehr krank und wird wohl sterben.“

„So! die arme Tante Regine! Und deshalb haben sie Dich wohl zu Deinem Vormund geschickt?“

„Ja. Und weil ich immer krank war, soll ich auf's Land, hat der Vormund geschrieben.“

„So? Er hat also schon Deinetwegen geschrieben,“ dachte die Frau mehr, als sie sprach. „Und mir hat er nichts davon gesagt — nun, wir werden es schon erfahren.“

„Ist mein Vormund ein schöner Mann?“ fragte der wißbegierige Knabe wieder. Die Frau lächelte und erwiderte:

„Nun, eben schön nicht, aber ein kluger Mann.“

„Ist er alt?“

„Zwei- oder dreiunddreißig Jahr.“

„Mein Vater war schon über vierzig Jahr alt, als er starb; meine Mutter war aber so hübsch wie Du.“

„Wann ist Deine Mutter gestorben, mein armes Kind?“

„Ach, ich weiß nicht — ich bin noch so klein!“ sagte der Knabe wieder mit einem tiefen Seufzer.

Frau Schwarzkopf, durch den natürlichen Schmerz, der in diesen wenigen Worten des Kleinen lag, gerührt, griff zu ihrer schneeweißen Schürze und fuhr damit über die Augen. Aber der geistige Schmerz dauert bei einem Kinde von fünf Jahren noch weniger lange, als der leibliche. Als daher Eduard sich gesättigt und erwärmt fühlte, hatte er die überstandenen Mühseligkeiten schon wieder vergessen und wandte seine Aufmerksamkeit näherliegenden Dingen zu.

„Morgen ist Weihnachten,“ fing er wieder an zu plaudern. „Als wir aus dem Wagen stiegen, habe ich viele schöne Spielsachen gesehen. Ich möchte sie wohl noch einmal sehen.“

„Das sollst Du, mein Kind; ich selbst will Dich auf den Weihnachtsmarkt führen, wenn Du gehörig warm geworden bist.“

„Ich bin schon warm!“ rief der Knabe, und sprang rasch vom Sorgenstuhl, auf dem er noch saß.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und herein trat Meister Schwarzkof', ein junger, hübscher, in eine baumwollene Jacke gekleideter Mann, dessen regelmäßiges Gesicht etwas Ernstes für seine Jahre zeigte.

„Sieh, Ernst," sagte die Frau, „da ist ein Knabe gebracht für den Assessor —"

„Gut!" erwiderte der Mann. „Guten Morgen, mein Sohn!"

„Guten Morgen," sagte auch der Knabe.

„Und wundert Dich das nicht?" fragte die Frau mit einem Blicke, der wahrscheinlich mehr als ihre Worte bedeuten sollte.

„Was soll mich das wundern? das ist des Assessors Angelegenheit."

„Das weiß ich so gut wie Du, Ernst. Ich sollte aber meinen, man könnte sich wundern, daß er uns nicht vorbereitet hat."

„Närrchen! sind wir seine Vertrauten? he? Ich will nicht hoffen, daß Du es bist. Aha! still, still, gib mir mein Frühstück. Bring' es in die Werkstatt. Arbeiten ist besser als neugierig sein!"

Und mit diesen wenigen Worten, die von einem freundlichen Blicke gegen die junge Frau und einem leichten Kopfnicken gegen den Knaben hin begleitet waren, verließ der fleißige Mann das Zimmer, um sich wieder an seine Arbeit zu begeben.

Auch Frau Schwarzkopf verrichtete, den Knaben ein Viertelstündchen allein lassend, schnell, wie sie Alles that, ihre einfachen Küchengeschäfte. Als sie damit zu Ende war, kleidete sie den Knaben wieder zum Ausgehen an, und begab sich, stolz, wie eine junge Frau, die lieber einen fremden Knaben als gar keinen hat, mit ihrem kleinen Gefährten an der Hand auf den Weihnachtsmarkt. Nach zwölf Uhr war sie indessen wieder zu Hause, um ihr Mittagessen fertig zu machen, während der Knabe, von seiner Reise und der scharfen Morgenluft ermüdet, auf dem braunen Sorgenstuhl süß entschlummerte. Als Meister Schwarzkopf und seine Frau ihr einfaches Mahl beendet hatten, ersterer wieder an seine Arbeit gegangen und letztere in häuslichen Verrichtungen etwa eine Stunde beschäftigt war, wobei sie mit einer Sorgfalt, als wäre es ihre Schuldigkeit, über den Schlaf des Kindes zu wachen, von Zeit zu Zeit einen Blick in das Wohnzimmer warf, hörte man vor der Hausthür — es mochte etwa zwei Uhr Nachmittags sein — Jemanden heftig den Schnee von den Füßen stampfen. Gleich darauf ward die Thür von Außen geöffnet, und herein trat, in einen schönen Marderpelz gehüllt, ein etwas großer und hagerer Mann. Als Frau Schwarzkopf diese bekannten Fußtritte hörte, kam sie aus ihrem Stübchen herbei, um, wie gewöhnlich, den Assessor Ramkau bei seiner Nachhausekunft zu begrüßen.

„Es gibt Thauwetter," rief der Eintretende der Frau entgegen, und wischte sich sorgfältig die Füße auf einem zu diesem Behufe aufgestellten Instrumente ab. „Guten Tag, Frau Schwarzkopf!"

„Guten Tag, Herr Assessor!"

„Ach, liebste Frau, mit dem Assessor ist es auf ewig vorbei. Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ich bin Justizrath geworden!"

Und nun erst bemerkte die junge Frau, daß ihr Herr heute vergnügter als gewöhnlich aussah und gesprächiger war, als der schweigsame und geschäftige Mann sonst zu sein pflegte.

„Ei, da wünsche ich Glück von ganzem Herzen, Herr Ass — wollt' ich sagen, Herr Justizrath."

„Danke, danke, Frau Schwarzkopf. — Bitte bald um den Kaffee."

„Erlauben Sie — ich habe auch eine Neuigkeit für Sie," sagte die Frau, und stellte sich dicht vor den Justizrath, der rasch die Treppe hinaufsteigen wollte.

Der Mann sah sie etwas erstaunt an und fragte:

„Was gibt's denn? Machen Sie schnell, ich habe heute gerade viel zu thun."

„O', das thut mir um das arme Kind leid, das Ihnen mit diesem Briefe gebracht worden ist."

„Ein Kind — mit diesem Briefe? Aha, aus Neuberg, nicht wahr?"

„So ist es," antwortete die Frau langsam, und betrachtete aufmerksam ihren Herrn, der trotz seiner gelbgrauen Gesichtsfarbe bei Empfang der neuen Nachricht merklich erröthet war, und jetzt weniger eilfertig, als er vorher im Sinn gehabt, die Treppe hinaufstieg. Auf der Mitte derselben blieb er stehen, drehte sich halb herum und rief, ohne sein Gesicht zu zeigen:

„Ist kein anderer Mann dagewesen, der mich sprechen wollte?"

„Gewiß, Herr Justizrath, und zwar eine Viertelstunde bevor der Knabe kam, und zwar derselbe Mann, der vorige Woche schon einmal bei Ihnen war. Wollen Sie nicht den Knaben sehen? — soll ich ihn auf Ihr Zimmer bringen?"

„Nein, nein, Frau. Behalten Sie ihn bei sich, bis ich rufen werde, ich habe heute so viel zu thun. — Aber nur rasch den Kaffee!"

Und um aller weiteren Anfragen überhoben zu sein, stieg der Mann, der heute so viel zu thun hatte, schnell die Treppe hinauf, öffnete sein Zimmer und trat hinein.

Nachdem er nun den verhüllenden Pelz abgeworfen und den Hut auf einen Stuhl gesetzt, haben wir Gelegenheit, den heute zum Justizrath ernannten Assessor Ramkau ein wenig genauer zu betrachten.

Sein Alter kennen wir bereits, aber er sah älter aus, als er wirklich war. Seine Größe ging über die

mittlere hinaus, aber er war hager und knochig, namentlich hatten seine Kniee und Ellnbogen bei dünner Muskulatur etwas überaus Eckiges, was in dem Pelze weniger sichtbar gewesen war, als in dem feinen schwarzen Anzuge, in dem er jetzt vor uns steht. Sein Kopf war in ähnlichen Verhältnissen gebaut, wie sein ganzer Körper. Er war fest und unschön, aber mit äußerst sorgsam gepflegten, glatten, braunen Haaren bedeckt; in der Stirngegend war sein Gesicht sehr breit, aber nach dem Kinn etwas auffallend spitz zulaufend. Seine Gesichtsfarbe war die eines Menschen, dessen Leber- und Milzfunctionen nicht ganz in Ordnung sind, wie man es so häufig bei denen findet, die eine sitzende Lebensweise führen und den Studien und Nachtarbeiten obliegen. Seine grauen, etwas tiefliegenden Augen verriethen einen hohen Grad von geistiger Klugheit, oder vielmehr Geschmeidigkeit und Schlauheit; seine Backenknochen traten etwas stark hervor, sein Mund war breit, aber mit gesunden weißen Zähnen besetzt, und um die bartlosen Lippen lag jene feine, mit Selbstgenügsamkeit gemischte Ironie, die man bei Männern antrifft, die sich ihres Werthes nicht allein bewußt, sondern gesonnen sind, sich noch ein Stück darüber hinaus zu erheben. Somit war das ganze Gesicht nicht eben häßlich, aber noch weniger schön, und wenn man es sehr genau betrachtete, lag etwas Lauerndes, Katzenartiges darin, was noch dadurch erhöht wurde, daß

er seine Blicke zu geeigneter Zeit hinter einer goldenen Brille zu verschleiern verstand. Im Ganzen jedoch sah man, an der Kleidung sowohl wie an seinem Wesen auf den ersten Blick, daß der Justizrath Ramkau, wenn auch kein guter, doch gewiß ein feiner Mann war, der durch Haltung und Benehmen seiner Stellung und seinen Kenntnissen den gehörigen Nachdruck zu geben wußte.

Das Zimmer, in welches wir unserm neuen Bekannten jetzt folgen, war dem Aeußeren seines Bewohners angemessen. Sämmtliche Möbel waren von schöner, moderner Mahagoniarbeit; ein weiches Sopha, ein edel geschnitzter englischer Sessel, beide mit rothem Plüsch überzogen, ein großer, aufrechtstehender Schreibtisch, ein reichbesetzter Bücherschrank, einige werthvolle alte Kupferstiche an den Wänden, ein warmer Fußteppich, und endlich ein glänzender, behagliche Wärmestrahlen aushauchender Porzellanofen machten das nach der Churfürstenstraße hinausliegende Zimmer so wohnlich, wie es die ausgesuchteste Bequemlichkeit für einen Gelehrten und Genußmenschen — denn Beides war der Justizrath in gleichem Grade — nur verlangen kann.

Einen Augenblick nach dem Eintreten des eben Geschilderten schien seine vorher frohe Laune schon halb erloschen zu sein. Sein Gesicht zog sich in engere Falten zusammen, und er murmelte mehr als er sprach:

„Das weiß der Teufel! Keine Freude kann mir ungetrübt bleiben. Muß der verdammte Junge gerade an diesem Tage eintreffen!"

Als er dies gemurmelt, klingelte heftig die Glocke der Hausthür; ein derber Fußtritt polterte die Treppe herauf, und eine etwas massive Hand pochte gleich darauf an die Thür des Justizrathes, der sich schnell auf seinen Sessel warf, und das Haupt auf die linke Hand stützend, eine nachdenkende Stellung annahm.

„Herein," rief der Bewohner des Zimmers etwas heftiger, als er selber wußte.

Aber statt des erwarteten Fremden erschien mit flinkem Tritte Frau Schwarzkopf, das Brett mit dem Kaffee in der Hand. Auf den fragenden Blick ihres Herrn sagte sie nur:

„Der Mann, von dem ich Ihnen vorher sagte, ist da. Soll er hereinkommen?"

Der Justizrath, hastig eine Tasse Kaffee eingießend, bejahte die Frage. Frau Schwarzkopf ging hinaus, und gleich darauf trat eine derbe, breitschulterige Gestalt in der Kleidung eines Landmanns herein, der man es auf den ersten Blick ansah, daß sie sich heute mehr als gewöhnlich herausgeputzt, aber dennoch dadurch nicht die Spuren hatte verbergen können, die eine etwas wüste Lebensweise und der häufige Genuß des Branntweins auf ihrem gemeinen Gesichte zurückgelassen hatte.

„Guten Tag, Herr Assessor!“ sagte der Eintretende mit einer Stimme, die klanglos, tief und laut genug war.

„Ah, guten Tag, Mann! Also Ihr seid wirklich wieder da? Ihr habt Euch Euer Anliegen überlegt, wie mir scheint. Oder habt Ihr Euch anders besonnen?“

„Durchaus nicht! Ich spreche heute, wie ich vor acht Tagen sprach, und hoffe, daß auch Sie, Herr Assessor, noch bei Ihrem Vorsatze verharren.“

„Ich verharre dabei. Der Knabe ist da und Ihr könnt ihn mitnehmen. Das Uebrige aber kann ich diesem Augenblick noch nicht mit Euch besprechen, ich muß auf eine halbe Stunde noch zu einem Geschäft. Wann wollt Ihr wieder abreisen?“

„Spätestens um fünf Uhr heut Abend.“

„Das ist Zeit genug. Kommt um halb vier Uhr wieder, bis dahin soll Alles bereit sein.“

„Ich bin zufrieden. Adieu!“

Der Mann ging. Der Justizrath trank seinen Kaffee, zog den Pelz wieder an, nahm seinen Hut und folgte ihm. Als Beide zum Hause hinaus waren, verfolgte sie ein Paar schwarzer Augen mit lebhaftester Neugier, und als diese nichts mehr sehen konnten, ging die Inhaberin derselben, unsere gute Frau Schwarzkopf, nach

der Werkstatt ihres Mannes, denn es brannte ihr ihre Wißbegierde, wie sie es nannte, auf dem Herzen, was die heutigen Vorgänge wohl zu bedeuten hätten.

Der Tischlermeister Schwarzkopf, seit einem Jahre verheirathet, war ein Anfänger in seinem Geschäft, und hielt sich für jetzt nur einen Lehrling, der eben mit einem Auftrage in die Stadt verschickt war. Somit traf die junge Frau ihren Mann allein in der Werkstatt, beschäftigt, mit einem großen Hobel ein kleines Stück Holz zu glätten, bei welcher Verrichtung sich ein halb zischendes, halb rauschendes Geräusch hören ließ. Die Frau wollte zu ihrem Manne sprechen, aber das Geräusch des zerissenen Holzes verschlang ihre helle Stimme.

„Mann!" rief sie lauter, „so sei doch still mit dem Hobel, wenn man mit Dir sprechen will. „Und dabei faßte sie etwas kräftig den immer noch rastlos arbeitenden Arm.

„Was giebt's schon wieder, Minna? Was willst Du?"

„Ernst, hör' mich an. Der Bauersmann ist wieder da, der vor acht Tagen schon hier war und so abscheulich nach Branntwein roch. Jetzt weiß ich, was er von unserem Herrn will."

„Da weißt Du mehr, als ich wissen mag!" — Und der Hobel setzte sich wieder in Bewegung.

„Aber ich bitte Dich, Mann, so höre mich doch an.

Ist Dir denn Alles gleichgiltig geworden, seitdem Du mich zur Frau und Arbeit in der Werkstatt hast?"

„Was soll mir denn gleichgiltig geworden sein? Ich weiß nicht, was Du hast. Was gehen Dich mit einem Male die Angelegenheiten Anderer an? Laß mich in Ruh und bring' mir den Kaffee."

„Es ist gut," sagte die Frau, und ging schmollend aus der Werkstatt. „Die Männer dünken sich stets so weise, viel weiser, als wir Frauen, und doch sehen sie mit hellen Augen nicht, was um sie her vorgeht. Es ist richtig mit alle Dem. Ich weiß nicht, was es ist, was mich in Aufregung versetzt, aber so viel weiß ich, daß etwas da ist, was mir nicht gefällt und was mir das Herz schwer macht. Dieser arme Junge — ein so hübsches Kind und so verlassen — und dieser Bauer, denn etwas Anderes ist er nicht, der ihn mitnehmen soll — das ist nicht klar und nicht recht. Nun, wir werden ja sehen! Und der Herr Assessor, oder Justizrath, was er jetzt ist, sieht mir schon lange so aus, als wenn ihm etwas auf dem Herzen läge, was nicht darauf liegen sollte. Ich kenne ihn. Sonst so heiter und so freundlich, und jetzt so still und verschlossen. Und in seinen Augen, so viel er auch seine goldene Brille davornimmt, ist auch kein reiner Himmel. Nun, wir werden ja sehen."

So sprach, oder dachte vielmehr eine Frau aus dem Handwerkerstande, eine Frau von einfacher und geringer

Bildung, aber eine Frau mit einem Herzen, so warm, so menschlich, so wohlwollend für Jedermann schlagend, wie je ein braves Weiberherz geschlagen hat.

Und wir müssen es bekennen, der Genuß ihres Nachmittagskaffee's war für Frau Schwarzkopf stets ein angenehmer Augenblick des Tages, heute aber schlürfte sie so eilig das duftende Getränk, und war von so lebhaften Gefühlen und Gedanken bewegt, daß sie nicht das geringste Wohlbehagen dabei empfand. Die Waise aber, neben ihr auf dem Sorgenstuhle liegend, schlief immer noch unter dem warmen Tuche, welches die sorgsame Hand der jungen Hausfrau über ihren Körper gebreitet hatte, damit das arme Kind, wie sie sagte, wenigstens so lange es bei ihr wäre, mütterlich und behaglich gebettet sei.

Zweites Kapitel.

Das rothe Kästchen.

Wie wir gehört haben, verließ der Justizrath Ramkau, unmittelbar nach dem Weggehen des fremden Mannes, sein Haus. Sein Gang war hastig, seine Bewegungen zeigten eine heftige innere Unruhe an, und seine Blicke schweiften unstät von einem Gegenstande zum andern, als wenn die Gährung in seinem Innern die Vorgänge in der Außenwelt ihn nicht wahrnehmen ließe. So trat er in den Laden eines Bankiers, der ein schönes Eckhaus in der Churfürstenstraße bewohnte, sprach mit dem Commis, der ihn kannte und mit großer Höflichkeit empfing, einige Worte, erhielt von ihm zwei Packete Papiergeld und wollte sich fast ohne Gruß wieder aus dem Laden entfernen, als ihm der Commis seinen Hut bis zur Thüre nachtrug, lächelnd und sich verbeugend, als begreife

er die Zerstreutheit eines mit so vielen schwierigen Arbeiten überhäuften Mannes.

„Ich danke, danke," erwiderte der zerstreute Advokat, nahm seinen Hut und hatte, schon ehe er den Laden des Geldhändlers verlassen, seine Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet.

Etwas langsamer als er gegangen war, kehrte er in sein Haus zurück, und je näher er seinem Zimmer kam, um so bedächtiger wurde sein Tritt, um so gesenkter sein Haupt, um so nachdenklicher seine breite, sonst so dreist um sich schauende Stirn. Er erschrack fast, als Frau Schwarzkopf ihm auf der Treppe entgegentrat und, das Kaffeegeschirr heruntertragend, mit einer ihm lauter und schneidender wie gewöhnlich klingenden Simme fragte:

„Schon wieder zurück, Herr Assess— wollt' ich sagen Herr Justizrath? Wollen Sie vielleicht jetzt den Knaben sehen?"

„Nein, nein, Frau Schwarzkopf," versetzte er hastig und barsch, „nachher, nachher, ich bin mit meinen Geschäften noch nicht fertig. Ich werde Euch rufen, hört Ihr, wenn ich sehen will — ich meine den Jungen — aber, wie ist es denn? sieht er gesund aus?"

„Durchaus nicht gesund," erwiderte die Frau, „blaß und abgemagert genug, das arme Kind. Es schläft immer noch."

„Das dacht' ich wohl! — das dacht' ich wohl!" war

die leise gesprochene Antwort. „Laßt ihn schlafen. Auf dem Lande — hm! in der frischen Luft wird er schon kräftiger werden. Wenn der Mann wiederkommt, Frau Schwarzkopf, Ihr wißt, wen ich meine, schickt ihn hinauf."

So redend ging er in sein Zimmer, schloß es zwei Mal hinter sich zu, warf Pelz und Hut nachlässig auf den ersten besten Gegenstand, der sich ihm darbot, und seufzte laut auf. Eine seltene Erscheinung bei dem geistesstarken, in der Regel, wenn nicht heiter, doch frisch gestimmten Gerechtigkeitsmanne.

„Wie das schnell finster wird," sagte er zu sich und trat an ein Fenster, aus dem er sehen konnte, wie sich die Sonne des Tages hinter nebelgrauen, dichten Schneewolken verborgen hatte. „Wir haben Südwind," fuhr er fort, nach einer Wetterfahne auf dem Schornsteine des gegenüberliegenden Hauses blickend — „Süd — Südwind! Und es schneit schon wieder. Mir einerlei."

Und er machte einige große Schritte durch sein gemächliches Zimmer, blieb vor dem großen, klaren Spiegel stehen, der fast seine ganze lange Gestalt so treu, wie es ein guter Spiegel nur kann, zurückstrahlte, strich sich mit seiner weißen, aber etwas knöchernen Hand, auf der ein großer Siegelring mit einem lebhaft grünen Steine glitzerte, durch seine Haare, und sagte ziemlich laut:

„Mir ist abscheulich zu Muthe. Das ist ein ver-

zweifelter Fall. Und dennoch muß ich zu einem Entschlusse kommen. Ah bah!“

Und er trat an einen kleinen zierlichen Schrank, der in der Ecke des Zimmers neben seinem Lehnstuhl stand, schloß ihn auf, nahm eine etwas bestaubte Flasche und ein großes Krystallglas heraus und goß dasselbe halb voll von jenem kräftigen, das Blut schneller treibenden Südwein, dessen braunrothe Farbe und düsterfunkelnder Glanz uns Nordländern auch als Fremdling ein angenehmer Gefährte ist. Und wie um sich zu dem zu fassenden Entschlusse zu stärken, und den leichten Frost zu überwinden, der seine abgemagerten Gliedmaßen erschütterte, ja auch beinahe sein juristisches, schon an sich so kaltes Herz noch mehr erkältete, that er einen kräftigen Zug, schmeckte mit Zunge und Lippe, verzog die Miene in jenes sauersüße Schmunzeln eines befähigteren Weinkenners und setzte dann gelassener seinen Gang durch das Zimmer fort.

Und in der That, auch wir müssen glauben, daß dem vor unsern Augen auf- und abschreitenden Manne der Entschluß, den er heute fassen mußte, schwer wurde. Wir werden mit demselben sogleich vertrauter werden. Wenn dieser Mann gewußt hätte, bestimmt gewußt hätte, was seine in diesem Augenblicke tief schlummernde Seele — nur sein egoistischer, grübelnder, strebender Geist wachte — in schwachen, fast verschwimmenden Umrissen ahnte, er würde heiter anstatt düster gewesen sein, er würde einen

Entschluß gefaßt haben, der seiner würdiger war und der ihm vielen herzzerbrechenden Kummer, manche schlafverscheuchende Sorge, ja Thränen und Selbstanklagen für sein späteres Alter erspart haben würde. Aber so ist auch der kluge, der kenntnißreiche und erfahrene Mensch den niederbeugenden Anfällen menschlicher Schwächen unterworfen. Sinn und Leidenschaften arbeiten gemeinschaftlich, abwechselnd, ewig und immer niederreißend an seinem Herzen, das sich in seiner ohnmächtigen Selbsthilfe gegen eine stärkere Macht vergebens aufzulehnen strebt.

Für wie viele Menschen sollte der eben angedeutete, jetzt zu fassende Entschluß dieses unruhig sich abarbeitenden Mannes ein Wendepunkt ihres zukünftigen Lebens, ihres Schicksals, ihres Glückes sein! O, der sich jetzt schon quälende Mann ahnte nicht, daß er mit diesem in ihm reifenden Entschlusse an die Schwelle eines ganz neuen Lebens — eines sehr glänzenden und doch wieder sehr dunkeln Lebens — treten sollte. Dieser Mann war bisher so glücklich gewesen, alle seine Wünsche waren bis heute erfüllt worden, alle seine Bestrebungen hatten ihn zu einem längst ersehnten Ziele geführt und seine Hoffnungen auf eine noch reichere, glänzendere Zukunft waren so wohl begründet. Aber der Engel der Versuchung, der in so manches Menschen Leben, dem Glück und Seligkeit verheißen war, den Samen des Unheils streut, trat auch an dieses Mannes Herz, drückte seine eiskalte Hand dar-

auf und weihte es für spätere Drangsale und eine Seelenqual ein, die die besten Lebensjahre seines befähigten Geistes vergiften sollte.

Doch der Charakter und der gegenwärtige Seelenzustand des vor uns Stehenden springt am klarsten in die Augen, wenn wir auf seine Gedanken, die kaum ein Selbstgespräch zu nennen waren, mit derjenigen Genauigkeit eingehen, die ein solches Unternehmen einem Zergliederer menschlicher Herzensregungen schwierig, aber unumgänglich nothwendig macht.

Das sich jetzt draußen erhebende Schneegestöber, welches ein brausender Südwind vermehrte, verdunkelte das Zimmer des Justizraths von Minute zu Minute mehr und mehr. Er ließ die Vorhänge desselben herab, zündete die Studirlampe an, rückte einen Sessel vor seinen Arbeitstisch und ließ sich darauf nieder. Gedankenvoll stützte er seinen Kopf in die Hände und saß so eine Weile stumm, allein in inneres Brüten versunken. Endlich blickte er, wie nach gefaßtem Entschlusse auf, versuchte zu lächeln, und schloß etwas eilig ein zwiefach verschlossenes geheimes Fach in seinem Schreibtische auf, nahm daraus ein mit rothem Leder überzogenes Kästchen, welches beinahe einen Fuß lang und einen breit war und warf es, ehe er es öffnete, etwas unwillig vor sich hin auf die Platte des Tisches. —

„Da liegt es,“ sagte er halblaut zu sich selbst, „und

so ungern ich es betrachte, so muß es doch endlich geschehen und es soll geschehen. Die Sprache der Todten ist nur eine todte Sprache und wir Lebendigen sind allein die Herrscher und Meister. Ich wenigstens fürchte mich durchaus nicht vor der Stimme eines Menschen, der dahingegangen ist; seine Gedanken haben nichts Störendes für mich, seine Wünsche sind eben die Wünsche eines Menschen, der nicht mehr ist, und was nicht mehr ist, kann mich das in Unruhe versetzen?" — Er lächelte bitter. Dieses Lächeln sollte eine Ermuthigung für ihn sein, ah! und es war nur ein Symptom seiner Schwäche und seiner fieberisch aufgeregten Seele.

„Machen wir es auf," fuhr er fort, und seine zitternde Hand hatte bald den Inhalt des Kästchens herausgenommen, der aus Papieren, einzelnen Blättern, vergelbten Papieren, und endlich einem Bunde größerer Bogen bestand. Alles überblickte er flüchtig, allmählig mehr und mehr erbleichend, bald aber wieder lächelnd. Dann erbrach er den Brief, den der Bote heute Morgen mit dem Knaben gebracht hatte, las ihn schnell und warf ihn verächtlich bei Seite. Seine Hand, wie sein irrendes Auge wandte sich wieder zu dem Inhalt des rothen Kästchens; er durchlas noch ein Mal einige Blätter, dann warf er auch diese zur Seite, stand wieder auf und begann seinen Gang durch das Zimmer, aber langsamer als vorher. Sein Gesicht nahm die Miene einer feinen Ueberlegung

an — es schien etwas Triumphirendes darin aufzuleuchten, der zu fassende Entschluß kam ihm reifer und reifer zum Bewußtsein, er prüfte, er forschte, er bezwang mit seinem selbstsüchtigen Willen sein juristisches Wissen und Gewissen. Endlich sagte er halblaut zu sich:

„Ich kann mir keine Gewissensbisse damit zuziehen, daß ich diesen Knaben behandle als das, was er ist. Es fließt kein Tropfen desselben Blutes in ihm und in mir. Ich muß meine Zeit, meine Arbeit für mich haben. Meine eigene Zukunft muß mir das Heiligste, das Nothwendigste sein. Gerade jetzt bin ich auf den Punkt gelangt, von wo mein Lebenslauf erst eigentlich beginnt. Ich kann mich nicht mit untergeordneten Interessen beschäftigen. Das bin ich mir selbst, meiner Zukunft, meinem Glücke schuldig. Mein Ehrgeiz, wie Menschen es nennen, ist ein reines, edles Streben, gerade auf das höchste Ziel los. Jetzt bin ich noch weit davon, und dieser Knabe könnte mich mit der Sorge für seine Erziehung noch weiter davon entfernen. Er stört mich schon jetzt, da ich ihn noch nicht kenne, wie viel mehr nicht würde er mir hinderlich sein, wenn er in meinen Händen wäre und ich für ihn zu sorgen hätte. Und was bin ich ihm? Ein Verwandter im juristischen Sinne, und auch im allgemein menschlichen — nun ja! Sein Vormund! Und das werde ich sein und bleiben. Ich sorge am Besten für ihn, wenn ich mein nächstes Augenmerk auf Wiederherstellung seiner wanken-

den Gesundheit richte. Darum eben soll er auf's Land. Nicht für immer, nicht auf lange Zeit. Erst gebe ich ihm die Kraft zum Leben, dann die Erziehung. Diesen Mann, diesen Pächter kenne ich freilich nicht. Aber habe ich denn eine große Wahl? Er ist der erste, der einzige, der ein vernünftiges Angebot annimmt — er mag ihn also nehmen. Ich kann ihn ja überwachen, gefällt er mir nicht — so kann ich ihn von ihm zurückfordern, kann ihn in eine Erziehungsanstalt bringen, kann aus ihm machen was ich will, und wozu er Fähigkeiten hat. Sein Vermögen wird in meinen Händen so sicher sein, wie irgendwo. Ich will den geringen Nießbrauch, der mir rechtlich zusteht, mäßig benutzen — das will ich und werde ich — das Kapital bleibt ihm — über die Zinsen werde ich ihm Rechnung legen — ihm allein und meinem Gewissen — und mein Gewissen, denke ich, ist rein."

Er hielt inne und dachte nach. Dann ging er an den Tisch, wo das Weinglas stand, that einen tüchtigen Zug daraus und fühlte mit Wohlbehagen eine angenehme Wärme den in seinen Leib hinabfließenden Tropfen folgen. Sein Herz begann etwas schneller zu schlagen, sein Gesicht wurde belebter, sein Auge glänzender. Seine Brust hob sich und ein gewisser Stolz sprach sich in seiner siegreichen Miene aus. Er war seinem augenblicklichen Ziele schon näher gekommen. Er nahm eines von den bestäub-

ten Blättern aus dem rothen Kästchen noch ein Mal zur Hand und lächelte, als er es durchgelesen.

„Eine verwickelte Verwandtschaft gewiß, wenn es eine ist,“ sagte er. „Verheirathungen von Witwern und Witwen, gerade als hätte man absichtlich ein Labyrinth von Verwandtschaften erzeugen wollen. Nun, mein Vater war kein Witmann — er war nicht der Mann, sein Herz zweimal zu verschenken, ich denke ihm darin ähnlich zu sein. Aber er heirathete eine Witwe, meine nachherige Mutter. Meiner Mutter früherer Mann hatte, er war auch Witwer, aus seiner ersten Ehe eine Tochter, Beate, die Mutter des Knaben, der mir jetzt so schwer auf der Seele liegt. Ich wäre also eigentlich, wenn ich es so nennen darf, sein Stiefstiefenkel. Haha! eine lächerliche Verwandtschaft, beinahe so gut wie gar keine. Und alle diese sind nun todt! Ich allein bin übrig geblieben aus diesem Aschenhaufen der Verwesung! — Aber von wem stammt das Vermögen dieses Jungen? — Von seinem Großvater, dem Vater Beate's, dem Obersten Stolling. Warum sind diese 20,000 Thaler nicht mir zugefallen? Was sollen sie diesem Knaben? Ich könnte sie sehr gut gebrauchen. Geld ist eine Stufe zum Ziele, wohin ich strebe: Macht und Ehre. — Hm! wenn der Knabe stirbt,“ fügte er leiser hinzu und griff sich nach der Brust, wo sein Herz eben lauter pochte, „wenn er stirbt, bin ich sein natürlicher Erbe. Der einzige lebende Verwandte,

nein, nicht Verwandte, aber — nun gut — Erbe. O! O! er ist nicht sehr gesund, sagt man, ich habe ihn zwar nicht gesehen."

Und er ging äußerst langsam und bedächtig auf und nieder und strich mit seiner kühlen Hand sein spitzes, sorgfältig geschornes Kinn. Dann fuhr er etwas lauter fort:

„Diese gute Beate! Ich habe sie wohl gekannt, sie war etwa vier oder fünf Jahre älter als ich. Sie war sehr schön, eigentlich mehr lieblich als schön. — Ob ihr der Knabe ähnlich sieht? — Ihr Schicksal war freilich nicht zu beneiden. Wie hieß doch der — der Krämer, der sie heirathen wollte? — Richtig, da steht ja sein Name unter seinen inbrünstigen Liebesbriefen — Hutten, Eduard Hutten. Sie muß ihn doch sehr lieb gehabt haben, dafür spricht schon der Umstand, daß sie ihren Sohn aus der gezwungenen spätern Ehe nach ihm genannt hat, wie mir der Herr Bürgermeister aus Neuberg hier schreibt. Wo mag dieser Krämer jetzt stecken? — Todt, todt, wie alle Uebrigen wahrscheinlich, wenigstens habe ich nie wieder in der Familie von ihm sprechen hören. Eigentlich war seine Absicht so übel nicht auf dieses schöne Mädchen. Und die 20,000 Thaler konnte er gebrauchen. Sie sollten ihm zu einem Handel verhelfen. Handel, und ein Stolling! Ein Krämer und der Schwiegersohn eines berühmten Kriegers. Haha! Die Stolling's und Ramkau's

vermischen sich nicht gern mit Krämerblut — das mußte er freilich zu seinem Kummer erfahren. Nun, das ist vorbei jetzt. Stehen doch diese alten Heirathsgeschichten mir nur noch wie in einem düstern Nebel der Erinnerung vor Augen! Ich hätte wahrhaftig nicht daran gedacht, wenn dieses Ding da mir nicht bei dieser Gelegenheit wieder in die Hände gefallen wäre. Was soll ich aber jetzt mit dem alten Plunder machen? Er liegt mir schon lange im Wege. Liebesbriefe Verstorbener kommen mir wie Seufzer in der Wüste vor, abgewehte, veraltete Blätter des vorigen Jahres, nicht ein Mal wie diese zur Düngung gut. — So! — Wir wollen sie sondern, die Papiere in Bezug auf die Hinterlassenschaft in diesem Pulte aufbewahren, bis zur Zeit, wo der Knabe mündig ist — wenn er es noch wird — und diese abgefallenen Blätter sammt dem, nach Bisam duftenden rothen Kästchen lieber verbrennen. Sie haben für Niemanden einen Werth! — Ha! wer schleicht da draußen auf dem Flure vor meiner Thür? Sollte es wieder Frau Schwarzkopf sein? Dies Weib, so gut es ist, hat mehr von Mutter Eva an sich, als ich dachte. Sie schneidet mir heute ganz wunderbare Gesichter. — Herein! — Ja so — es ist verschlossen. Man warte."

Es hatte draußen bescheiden geklopft. Der einsame Selbstbeschauer schloß das rothe Kästchen und seinen Inhalt schnell ein, öffnete dann die Thür und ließ Frau

Schwarzkopf eintreten, die meldete, der Landmann von heute Morgen sei wieder da und warte auf der Treppe

„Lassen Sie ihn kommen, ich erwarte ihn.“

„Soll ich den Knaben auch bringen? er ist wach und hat Verlangen, seinen Vormund zu sehen.“

„Seinen Vormund? weiß er denn, daß ich das bin?“

„Gewiß weiß er das. Das Kind ist sehr klug für seine Jahre und eben so hübsch wie klug.“

„Das freut mich. Nein, bringen Sie ihn noch nicht. Wenn ich klingle, führen Sie ihn herauf.“

Die Frau wollte sich entfernen; ein Ruf des Justizraths hielt ihren raschen Fuß zurück.

„Was beliebt?“

„Bringen Sie mir noch einen Korb Holz herauf.“

„Holz? es ist ja so warm hier. Bleiben Sie denn heute Abend zu Hause?“

„Ich weiß es noch nicht, wahrscheinlich nicht, aber mich friert. Aber bringen Sie das Holz erst, wenn Sie den Knaben herführen — ich werde schellen.“

„Das ist sonderbar,“ brummte Frau Schwarzkopf, als sie das Zimmer verließ. „Ich verstehe ihn heute gar nicht. Sonst ist es ihm stets zu warm und heute ist es ihm zu kalt. Und die Männer wollen keine Launen haben! Ach, ach! Gehen Sie hinein, Mann, der Herr erwartet Sie.“

Einige Augenblicke darauf trat der schon im ersten

Kapitel oberflächlich beschriebene Mann ein. Sein Tritt war jetzt schwerer als am Morgen, wahrscheinlich in demselben Verhältniß wie sein Kopf. Sein Gesicht dunkler geröthet und sein Auge etwas stierer, wäßriger. Ein durchdringender Geruch von Liqueuren verbreitete sich im Augenblicke in dem Theile des Zimmers, wo er stand; dennoch aber gab er sich große Mühe, gerade auf seinen Beinen zu stehen und sich das Ansehen eines vollkommen nüchternen Mannes zu geben. Die Gewohnheit half ihm augenscheinlich. Seine physische Kraft bezwang die geistige Kraft des Spiritus, der in ihm herrschte, ihn aber nicht völlig beherrschte, um ihn zu unterjochen.

„Guten Tag, Herr Justizrath; ich gratulire," sagte seine etwas rauhe und laute, aber mit gewohnter Fertigkeit sich in den Grenzen des Anstandes haltende Stimme, „ich höre so eben, daß Sie einen Grad höher gestiegen sind — he?"

„So ist es. Ich danke Ihnen, aber setzen Sie sich."

Als sich der also Angeredete auf einen der nächsten Stühle niedergelassen hatte, begann der zuletzt Sprechende wieder:

„Ich habe mir nun Alles genau überlegt und bin fertig mit mir selbst. Ich hoffe, wir werden einverstanden sein. Zuerst aber — ich habe Ihren Namen und Wohnort vergessen; damit dies nicht wieder geschicht, werde ich mir Beides aufschreiben. Sie heißen?"

„Schönfeld, Caspar Schönfeld, Pächter —"

„Und wohnen?"

„Auf Grünwald, Herr, zwei Stunden nur von hier."

„Grünwald, so! das ist mir lieb. Das ist nicht zu weit. Und Ihre Frau ist damit einverstanden?"

„Vollkommen einverstanden! Wie sollte sie auch nicht? O, ich hab' ein gutes Weib, und recht sehr freut sie sich über den Zuwachs."

„Das gefällt mir. Also Ihr sorgt für Kleidung und gute, gesunde Nahrung. Vorm sechsten Jahre keinen Unterricht, hört Ihr? Doch bis dahin sehen wir uns noch. Für den Fall, daß irgend etwas mit dem Knaben geschieht — er kann ja krank werden — versteht Ihr, oder daß Ihr andern Sinnes werdet, sucht Ihr mich auf. Ihr kennt mich und wißt mich zu finden. Lieb wäre mir's, wenn Ihr nicht viel darüber spräche, wem den Knabe zugehört. Es ist für ihn und seine Zukunft besser. Ihr versteht mich. Seinen Namen schreib' ich Euch auf diesen Zettel — so! aber sagt ihm für's Erste, wie Ihr heißt, damit er nicht frühzeitig den Dünkel lerne, einer namenswerthen Familie anzugehören. Vermögen hat er so nicht viel. — Hm! Ihr riecht etwas nach Branntwein, was? Trinkt Ihr viel?"

„Wenig, nicht der Rede werth," war die etwas langsame, mit leiserer Stimme als gewöhnlich gegebene Antwort. „Es geschah nur heute wegen der Kälte."

„Das wäre mir auch nicht lieb. Seid Ihr nun in Allem mit mir einverstanden? Habt Ihr sonst noch ein Bedenken?“

„Vollkommen! Nein, nein, durchaus keins. Es handelt sich nur noch um das Kostgeld — he?“

„Das ist das Wenigste. Es bleibt bei meinem Versprechen. Ich gebe Euch für das erste Jahr zweihundert Thaler!“ — Der Mann spitzte die Ohren, ein heiseres Lachen erwürgte er geschickt in den Tiefen seiner Brust. „Hier sind sie — in Scheinen, ich hoffe das wird Euch recht sein.“

„Gewiß, ei gewiß, Herr,“ und schon streckte sich seine Hand etwas begierig nach dem Schatze aus, den der Justizrath einem Schreibetaschenbuche entnommen hatte. Aber er hielt es noch fest in der Hand und sann nach. „Ich bin sicher,“ fuhr er fort und sah den Mann forschend durch seine glänzende Brille an, „ich bin sicher, daß Ihr am Ende des nächsten Jahres wieder bei mir seid, entweder mit dem Knaben — ja, das wäre mir das Liebste — oder doch mit dem Wunsche wenigstens, ihn zu behalten, bis ich weiter über ihn bestimme. Wie?“

„So ist es, so ist es, Herr!“ stotterte der Pächter, der schon den Augenblick nicht mehr erwarten konnte, wo er Besitzer des papiernen Geldes sein würde.

Aber noch hatte er es nicht. „Noch Eins,“ sagte der Jurist. „Wenn ich über ein Jahr sollte verheirathet

sein und Ihr zufällig mein Haus in meiner Abwesenheit betretet, so halte ich Euch für so klug, daß Ihr nur mit mir werdet verhandeln wollen.“ Und das Auge des Gelehrten sah den Pächter beinahe brennend an.

„Das versteht sich, Herr!“

„Nun, dann sind wir einig. Kommt her und unterschreibt die Quittung über die zweihundert Thaler, die Ihr empfangen sollt.“

Der Mann stand schnell auf, trat an den Tisch und schrieb mit leichter, flüchtiger Hand seinen Namen. Augenscheinlich wollte er einen andern Anfangsbuchstaben wählen. Er besann sich aber augenblicklich, lächelte und stotterte:

„Die Feder kratzt, Herr.“ Dabei veränderte er den ersten Strich und schrieb deutlich den Namen: Casper Schönfeld auf Grunwald, Pächter.

„So,“ sagte der Advocat, „und hier habt Ihr das Geld, und den Knaben sollt Ihr sogleich haben. Wollt Ihr mir noch Eure Hand zur Bekräftigung Eures Versprechens, den Knaben wohl zu halten, geben?“

„Hier ist meine Hand!“ erwiederte der Mann und drückte die weiche Hand des feinen Mannes mit seiner feuchten, schwieligen und etwas unsaubern Faust so nachdrücklich, daß jener nicht umhin konnte, zu sagen:

„Genug, genug! Und hier ist das Geld!“

Kaum war das Paket hingereicht, so war es auch

schon genommen und untergebracht. Der Justizrath schellte. Etwas schneller als er erwartet, trat Frau Schwarzkopf, vor sich her den kleinen Eduard führend und dann einen Korb mit gespaltenem Holze vor den Ofen stellend, in's Zimmer.

Diesen Augenblick hatte der Vormund, wenngleich er sich vollkommen gestählt zu haben glaubte, mit einiger Ungeduld, aber auch mit einer gewissen Bangigkeit erwartet, die leicht zu erklären war. Wie er sich aber auch gewaffnet hatte, der Anblick des Knaben überraschte ihn nicht allein, er erschütterte ihn.

„Das ist Dein Vormund, Knabe," sagte die junge Frau, „geh' hin, geh hin, und reich' ihm die Hand."

Der Knabe that sogleich, wie ihm gesagt wurde.

„Guten Tag, Onkel Vormund," sagte er freundlich und blickte mit seinen großen, klaren Augen den Angeredeten an, den das kindlich gesprochene „Onkel" beinahe außer Fassung brachte.

Das Aussehen des Kindes wirkte nicht beruhigend auf ihn. Es lag Etwas in dem Auge desselben, was eine mächtige Sprache zu dem Herzen des herzlosen Advocaten führte. Ueberdies drang ihm die Bildung des Kopfes, des ganzen Kindes in jede Fiber seines Wesens und beinahe hätte er laut gerufen: Beate! Aber der Justizrath Waldemar Ramkau war in gewisser Beziehung von Stahl.

Seine Willenskraft beherrschte seine Gemüthsbewegung. Er hatte nur Augen für den Knaben, wie der Pächter nur für sein Geld. Das rollende, blitzende Auge der Frau des Tischlers aber sah keiner von Beiden, wie es bedeutungsschwer, fragend und gewissermaßen grollend sich bis in die Seele des Justizraths bohrte.

„Guten Abend, mein Kind," sagte der Vormund. „Sieh hier den Mann, der Dich auf's Land führen wird, Gehst Du gern mit ihm?"

„Am liebsten bliebe ich hier bei dieser Frau," entgegnete freimüthig der Knabe, „aber da ich krank bin, gehe ich auf's Land, wo ich gesund werden will, um dann recht viel zu lernen."

Der Vormund winkte Beifall, aber zugleich auch dem fremden Manne zu, und der neue natürliche Hort des Knaben verstand diesen Wink sogleich.

„Komm'," sagte er, „es ist vier Uhr. Um fünf habe ich den Wagen bestellt und es ist weit bis dahin, wo er steht."

„Ihr fahrt also?" fragte der Rath. „Das ist mir lieb, gewiß!"

„Nun, dann kann man dem Kinde wohl ein Paar warme Filzschuhe rasch kaufen," war das erste und fast mehr befehlende als fragende Wort der jungen Frau, welches diese bei der Scene sprach.

„Thut es! thut es!“ rief der Rath der Frau nach, die schon die Treppe hinunter lief, denn der Gedanke und die That waren bei ihr gewöhnlich nur zwei schnell aufeinanderfolgende Dinge. Bald stand sie im Laden des Nachbars, fand das Gesuchte und schnell war sie wieder oben und ehe Jemand es eigentlich sah, hatte das Kind die Schuhe an den Füßen.

„Die halten warm,“ sagte es und schien sich zu freuen. —

„Und nun sage dem Vormunde Lebewohl, mein Sohn,“ lenkte der Pächter zum Schluß ein.

Der Abschied war bald genommen, der Pächter mit dem Kinde zur Thür hinaus und der Justizrath wieder allein im Zimmer.

Frau Schwarzkopf aber ließ den Mann noch nicht fort. Zuerst wickelte sie den Knaben warm in ein Tuch ein, band ihm den Hut fest, fragte zehn Mal, ob er auch satt und warm sei, und als der Knabe es zehn Mal bejaht, hob sie rasch das Kind in die Höhe, küßte es laut schallend auf Stirn, Mund und Wangen, fing an zu schluchzen, als wenn es ihr eigenes Kind gewesen wäre, von dem sie sich trennen sollte und sagte weiter nichts als:

„Gott segne Dich, Gott segne Dich, Du armes Kind!“ —

Darauf faßte der Mann mit derber Faust des Kna-

den kleine sorgfältig von Frau Schwarzkopf behandschuhte Linke, ließ ein stilles lächelndes Gegurgel hören, und mit seinen gläsernen Augen verschmitzt winkend, führte er den Knaben die Treppe hinab. Wer sein Gesicht hier auf der schon dunkeln Straße, beim blinkenden Lampenschimmer und dem Glitzern des Schneegestöbers hätte beobachten können, würde bemerkt haben, daß der Mann froh war, ein Mal das Geld zu haben, und dann, frei von aller Forschung, auf offener Straße sich selbst überlassen zu sein.

Kaum aber hatte sich hinter ihm die Hausthüre geschlossen, so war auch Frau Schwarzkopf schon wieder in ihrem Zimmer. Rasch warf sie einen Mantel um ihre runden Schultern, stülpte eine warme Mütze über ihr schwarzes Haar und einen Augenblick später war sie auf der Straße, hinter dem Kinde und seinem Führer her.

„Ich will doch sehen," sagte sie zu sich, „von welchem Hause der Bauer mit dem Kinde abfährt."

Sie hatte nicht weit zu gehen. Ein paar Straßen weiter, in einer Nebengasse, war eine ihr bekannte Ausspannung für Landleute, verbunden mit einem Schnapsladen, wie dies gewöhnlich ist. In diesem Hause verschwanden Beide.

„Aha!" dachte die unermüdete Läuferin, „das ist sein Absteigequartier, nun will ich ihn schon wieder finden. Frau Müller ist ja meines Mannes Gevatterin. Und

nun bin ich etwas beruhigt, obgleich nicht allzusehr. Ich will aber doch lieber nach Hause gehen und dem Herrn Justizrath das Feuer anmachen."

Dieser war, als die drei Personen sein Zimmer verlassen hatten, in ein stummes Grübeln versunken. In tiefem Nachdenken, dem Vorboten künftiger herberer Empfindungen, stützte er sein Haupt auf seine Hände und gedachte längst entschwundener Zeiten, vor langen Jahren Gestorbener und seiner eigenen, nicht gar zu sorgenfreien Jugendtage. Er fühlte es im Innersten seines Herzens, wenn er es auch nicht mit Worten aussprach oder in bestimmten Gedanken sich vorstellte, daß er heute die Schwelle einer neuen Zukunft betreten hatte. Es giebt Ereignisse in unserm Leben, oft kleine, an sich oft unbedeutende Ereignisse, die die Pforten zu inhaltsschweren Folgen sind, Ereignisse sogar, die wir oft wenig oder gar nicht beachten, wenn sie in's Leben treten und dennoch aus unsern geheimsten Gedanken nicht los werden können. Zu den Letzteren gehörte dasjenige, was vor wenigen Minuten in dem Zimmer des kalten Verstandesmenschen, des in Erfüllung seiner Berufspflichten so pünktlichen Mannes der Gerechtigkeit und des vom Schicksal in so vielen Dingen begünstigten Justizraths Waldemar Ramkau, sich zugetragen hatte. Ohne eigentliche Freunde, die er liebte und die ihn wieder liebten, ohne alle Verwandte, die durch Bande des Blutes und der Zeugung mit ihm verbunden

waren, hatte er sich schon lange ein Wesen gewünscht, welchem er seine geheimsten Empfindungen — wenn seine Regungen überhaupt diesen Namen verdienten — oder wenigstens seine Gedanken mittheilen und seine Bestrebungen anvertrauen konnte — und in diesem so bedeutungsvollen Augenblicke fiel ihm diese seine Einsamkeit wie ein kalter Bleiklumpen auf das Herz. — Und warum? Weil er eine innere ahnungsreiche Stimme vernahm, die ihm zuflüsterte: „Waldemar! Zum ersten Male in Deinem Leben bist Du habsüchtig, unmenschlich, ja, bist Du schlecht gewesen!"

Da that sich leise von außen die Thür auf, der anmuthige Kopf der jungen Tischlersfrau wurde sichtbar und mit kurzen Worten fragte sie, ob sie Feuer im Ofen anzünden solle.

Der Angeredete fuhr auf, er war der Wirklichkeit wiedergegeben; sein Entschluß und Alles, was sich daran knüpfte, trat lebendig zum zweiten Male und viel fester als das erste Mal vor seine Seele. Er lehnte das Feuer ab, aus dem einfachen Grunde, weil er es selbst schüren wolle. Leise stand er auf, verriegelte behutsam die Thür von innen, sonderte mit scharfprüfendem Auge noch ein Mal die Papiere in dem rothen Kästchen und trat dann, rasch und gefaßt, aber doch mit leisem Fuße, als sollten selbst die leeren Wände sein Beginnen nicht vernehmen, auf den Ofen zu. Er öffnete die von Frau Schwarzkopfs

geschäftiger Hand so blank polirte Messingthür und bückte sich tief zur Erde, um in dem Ofen noch etwa glimmende Kohlen zu finden. Aber das Feuer war selbst in der Asche erloschen. Jetzt kniete er vor dem Ofen nieder; das leichte Zittern, welches er seinen Körper durchfliegen fühlte, schob er auf die ungewohnte Arbeit, denn er hatte noch niemals in seinem Leben Feuer im Ofen angezündet; aber er bezwang es und legte im Hintergrunde des Feuerbeckens einige kleine Stücke Holz kreuzweise übereinander und das rothe Kästchen darauf. Er war ordentlich froh, als er es erst liegen sah. Dann rückte er so kunstgerecht als es ihm möglich war, große Stücke davor zurecht, schüttete eine Menge Papier aus einem unter seinem Tische stehenden Korbe darauf und zündete es an. Rasch schloß er die Ofenthür. Das Papier loderte in hellen Flammen auf, das Holz, von dem fremden Elemente beleckt, fing an zu knistern — der knieende Mann erhob sich, sah noch eine kleine Weile dem um sich greifenden Feuer zu, dann glaubte er seine Schuldigkeit gethan zu haben.

In diesem Augenblicke schlug die nächste Thurmuhr die fünfte Stunde an. Waldemar Ramkau blickte sich in seinem Zimmer rings um, schloß alle Fächer seines Schreibtisches zu, warf seinen Pelz um, nahm den Hut und — mit einem Blicke auf das einen blutigrothen Schein durch das Zimmer werfende Ofenfeuer, löschte er seine Studir-

lampe aus. Mit leichten Schritten ging er aus dem Zimmer, drehte zwei Mal den Schlüssel um, zog ihn aus und, was sonst nicht seine Gewohnheit war, steckte ihn in die Tasche. Unten auf dem Flure angelangt, rief er die Tischlersfrau. Diese, immer aufmerksam, kam sogleich aus ihrem Zimmer.

„Frau Schwarzkopf," sagte er, „ich gehe aus. Sollte ich um eilf Uhr nicht zu Hause sein, so warten Sie nicht länger. Ich bin in Gesellschaft. Meinen Schlüssel hab' ich — gute Nacht!"

Die Thür schlug hinter ihm zu. Frau Schwarzkopf, die sonst nie versäumte, ihm viel Vergnügen zu wünschen, hatte heute nur ein halblautes „Gute Nacht" geflüstert, dann war sie still wie das Grab. Sie setzte sich in ihr kleines warmes Stübchen neben den Sorgstuhl, worauf den Tag über der Knabe geschlafen, und wollte da ihr Mann einen Gang in die Stadt gemacht hatte, nähen, wahrscheinlich ein Weihnachtsgeschenk für den abwesenden Gatten, denn Muhme Schwarzkopf war, gut in allen Dingen, auch eine gute Gattin; aber sie hatte keine Lust dazu, ihre Gedanken waren nicht bei der Arbeit, sie waren Gott weiß wo! Plötzlich kam es ihr vor, als ob Jemand auf dem Flure ihren Namen riefe. Es war gewiß eine Sinnestäuschung, denn seit einigen Minuten hatte sie ein seltsames Klingen vor ihren Ohren gehört, aber dennoch folgte sie dem geheimnißvollen Rufe. Sie trat

furchtlos, wie sie überall und immer war — denn sie hatte ein sehr reines Gewissen — auf den Flur hinaus; aber wie erschrack sie, als ein abscheulich riechender Qualm beinahe ihren Athem erstickte.

„Mein Gott!“ rief sie aus, „auch das noch! Feuer im Hause, das fehlte nur noch! Und nun ist mein Mann nicht da!“

Blitzschnell aber, wie ein Gedanke, war sie wieder im Zimmer und hatte die kleine Lampe in der Hand, die ihre abendlichen Handarbeiten beleuchtete. Ohne zu wissen, warum, ohne viel zu denken, zu welchem Ende, eilte sie die Treppe hinauf, nach dem Zimmer des Justizrathes. —

„Ah!“ dachte sie, als sie die verschlossene Thür fand und der Rauch noch erstickender ihre Brust beengte, „er hat den Schlüssel mitgenommen — was soll das Alles bedeuten?“

Aber rasch die Lampe oben auf den Boden setzend, sprang sie die Treppe hinab, holte von dem ihr wohlbekannten Platze am Thürpfosten ihres Stübchens den Schlüssel zu der Schlafstube ihres Herrn, schloß diese, die gewöhnlich verschlossen gehalten wurde, auf und stand nun im Nebenzimmer seiner Wohnung. Aber kaum konnte sie noch athmen, so erstickend war der abscheuliche Qualm auch in diesem Zimmer.

Schnell hatte sie die Zwischenthür geöffnet, ihre vor Angst, ein großes Feuer zu sehen, hervorquellenden Augen, konnten kaum das dick mit Rauch gefüllte Zimmer durchdringen — aber vom Feuer war keine Spur zu bemerken. Hurtig bückte sie sich zur Ofenthür nieder, da sah sie die Ursache der Schrecken erregenden Erscheinung. Ein einziger Blick hatte sie belehrt, daß keine Gefahr vorhanden sei. Der unkundige Heizer hatte die Ofenklappe nur zum Theil geöffnet und der mit Schneegestöber verbundene Wind hatte den zur Freiheit bestimmten Dampf nach innen gejagt. Schnell hatte sie die Fenster geöffnet.

„Aber warum Feuer im Ofen, wenn er doch ausgeht und vor Mitternacht nicht wieder kommt?“ Das war ihr erster und nächster Gedanke. Ein unbestimmter Verdacht durchzuckte sie; ohne eigentlich zu wissen, was und warum sie es that, schloß sie die Ofenklappe ganz und die Ofenthür ebenfalls. So mußte ja wohl eine Flamme, wenn sie da war, ersticken. Sie hatte richtig gerechnet. Der Rauch verzog sich, das Zimmer wurde wieder mit athembarer Luft gefüllt — und dennoch athmete sie kurz und schnell, ihr Busen hob und senkte sich, ohne daß sie wußte, warum? Nach einigen Augenblicken öffnete sie die Ofenthür wieder und ließ einen dicken, übelriechenden Qualm heraus, der auch bald durch die offenen Fenster sich verflüchtigte. Dann bückte sie sich vor und betrach-

tete mit Verwunderung das so seltsam gelegte angeschwälte Holz im Ofen. Langsam nahm sie ein Stück nach dem andern heraus; immer tiefer beugte sie ihren schönen Kopf, dessen Wangen glühten, der Feuerstelle entgegen. — Da sah sie einen fremden Gegenstand in der Tiefe des Ofens liegen. Die Asche und die Hitze hatten das Kästchen mit einem graugelben Ueberzuge bedeckt.

„Was ist das?“ fragte sie sich. Und voll Ahnung, es könne dieser fremde Gegenstand mit den Vorfällen des Tages in Verbindung stehen, beschloß sie ihn näher zu untersuchen.

Sie sah sich im Zimmer um — sie war allein. Dennoch war ihr zu Muthe, als wolle sie einen Raub begehen. —

Dieses Ereigniß war das Erste der Art in ihrem jungen Leben. Aber ein feiner Instinkt belehrte und erhob sie. Sie legte das Kästchen bei Seite, rückte das Holz im Ofen kunstgerecht zusammen, zündete es nach Oeffnung der Klappe an und freute sich ihres Werkes, als sie bald die hellen Flammen auflodern sah, die der starke Zug von Augenblick zu Augenblick lebhafter anfachte. Dann schloß sie wieder die Fenster; das Kästchen unter ihrer Schürze verbergend, entfernte sie sich auf demselben Wege, den sie gekommen war, und begab sich, langsamer als hinaufgestiegen, in ihr stilles Zimmer zurück. Sie hatte einen ihr noch unbekannten Schatz geborgen. Mit

einem alten Tuche wischte sie die Spuren der Asche ab, betrachtete, ohne sich für jetzt um den Inhalt zu kümmern, flüchtig die Umrisse des Kästchens und schloß es in das unterste Fach ihres Weißzeugschrankes ein, nachdem sie noch vorsichtig einige Wäsche darüber gelegt hatte.

Jetzt erst hatte sie sich beruhigt. Der Schatz war geborgen. Keine niedrige weibliche Neugier lockte sie zu ihrem augenblicklichen Thun an. Sie versparte die Untersuchung der wichtigen Thatsachen — denn wichtig erschienen sie ihr über die Maaßen — auf eine stille Stunde des nächsten Feiertages. Zum ersten Male seit langer Zeit setzte sie sich, die immer thätige Frau, mit in einander geschlagenen Händen in den Sorgenstuhl und dachte noch ein Mal an jedes einzelne Ereigniß dieses voller Aufregung vergangenen Tages. Bis heute hatte sie kein Geheimniß vor dem Manne ihrer Neigung gehabt. Heute beschloß sie, das erste vor ihm zu verbergen.

In einer halben Stunde kam der Meister nach Hause.

„Es riecht hier stark nach Rauch, Minna," sagte der junge Mann. „Weißt Du den Grund?"

„Beruhige Dich, Ramkau hat oben Papiere verbrannt, ich habe schon nachgesehen. Bleibst Du jetzt zu Hause?"

„Ja, mein Kind, willst Du noch Einkäufe machen?"

„Gewiß will ich das — ich werde nur eine halbe Stunde ausbleiben."

Und ohne weiter ein Wort zu sprechen, nahm sie Mantel und Mütze und ging trotz des heftigen Schneegestöbers denselben Weg, den sie, den Pächter mit dem Knaben verfolgend, vor einigen Stunden zurückgelegt hatte, denn Frau Schwarzkopf hatte an diesem für sie denkwürdigen und räthselhaften Tage noch eine — die letzte Pflicht zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Der Pächter zu Grunwald.

In der Ausspannung zum goldenen Engel, die der Gevatter unseres Tischlermeisters nebst einem Schänkladen unterhielt, ging es am Abend vor Weihnachten sehr lebendig her. Zahllose Landleute aus den die Hauptstadt umgebenden Dörfern waren herbeigeströmt, um ihre Festbedürfnisse an der großen Quelle des Landes zu schöpfen. Namentlich der Laden, der von Spiegelwänden, glänzenden Krystallflaschen und einer Anzahl verschieden geformter Gläser schimmerte, war gedrängt voller Menschen, die keineswegs zechen, nur der Kälte und der scharfen Luft ein Widerstandsmittel entgegen setzen wollten. So hielten sich die Meisten nicht lange auf, tranken ihr Glas dampfenden Punsches wohlbehaglich aus und machten den Neuankommenden Platz, um so bald wie möglich ihrer stillen Heimath und ihrer Familie zuzueilen. Daher waren

denn auch alle dienstbaren Hände im goldenen Engel heute Abend aufgeboten; drei bunt aufgeputzte, lächelnde und scherzende Schänkmädchen liefen geschäftig, zapfend, einschänkend und dazwischen plaudernd und schäkernd umher, wobei die Frau vom Hause aufmerksamen Blickes ihr Thun und Treiben verfolgte und nicht selten mit einem, nicht eben unfreundlichen Worte zur Eile anspornte. Sogar der Gevatter Müller selber mit seinem schrägen Käppchen, behaglichem Bauche und fettig schmunzelndem Gesichte war bald hier bald da und ermunterte gutmüthig zu einem warmen Schlückchen, denn es sei draußen ganz verteufelt kalt.

Es war zwischen sechs und sieben Uhr; die meisten Gäste vom Lande hatten ihre Wagen bestiegen und waren davon gefahren; es wurde etwas leerer im Laden und den Nebenzimmern des Gasthauses. Frau Müller fühlte sich etwas erschöpft, und begab sich auf ihr kleines Zimmer, das hinter dem Laden unter der Treppe lag, und worin zur größeren Bequemlichkeit ein behaglicher Rückenstuhl neben dem schwarzen, beinahe zu warmen Ofen stand. Sie warf sich auf den Stuhl, gerade einem ovalen Fensterchen in der Wand gegenüber, durch welches man das Treiben im Laden und den Fleiß der Dienenden beobachten konnte. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, da öffnete sich die Thür und herein trat die Gevatterin aus der Churfürstenstraße.

„Ah, Frau Gevatterin Schwarzkopf, guten Abend! Das ist schön, daß Sie auch ein Bischen vorsprechen. Wollen Sie dem Gevatter ein warmes Schlückchen holen?"

„Mein Mann trinkt keinen Branntwein — das wissen Sie ja. Aber hier ist es sehr warm, ich muß Mantel und Mütze einen Augenblick ablegen. So!"

Minna Schwarzkopf sah heute Abend wunderbar aufgeregt aus; ihre Wangen glühten immer noch, und ihre lebhaften Augen glänzten in einem mehr als gewöhnlichen Glanze.

„Was ist denn, Frau?" fragte die Schänkwirthin, „Sie sind ja wie aus dem Wasser gezogen — Sie schwitzen ja — haben Sie sich geärgert?"

„Nicht im Geringsten," war die kurze Antwort. „Ich habe anhaltend gesessen und gearbeitet. Jetzt bin ich fertig, Frau Müller, und ich komme nur, um Ihnen eine einzige Frage vorzulegen."

Frau Müller sah sie immer noch erstaunt an, denn die sonst so ruhige Frau kam ihr heute seltsam vor; diese aber blickte sich um und fragte in langsamem Tone:

„Sind wir allein? Kann uns Jemand hören?"

„Ganz gewiß sind wir allein. Kein Mensch hört uns. Was giebt's denn?"

„Frau Müller, sagen Sie mir aufrichtig, ist heute ein Mann vom Lande eingekehrt, der etwas angetrunken war und Abends mit einem Kinde kam?"

„Ei gewiß, Frau, und noch dazu hier an diesem Tische hat er sein Geld gezählt und auf diesem Lehnstuhle hat der kleine Junge gesessen.“

Frau Schwarzkopf schlug die Hände zusammen, vor Freude, daß sie die Spur so leicht gefunden.

„Ohne Zweifel kennen Sie den Mann?“

„Kennen? Ja — das heißt, ich habe ihn öfter hier gesehen, denn er besucht uns, wenn er alle Jahre, vielleicht auch zweimal nach der Stadt kommt und Leder kauft.“

„Leder?“

„Ja, Leder, denn er ist, so viel ich weiß, ein Schuster.“

„Ein Schuster? Gott soll mich bewahren!“

„Nun warum denn kein Schuster? ist das kein so ehrliches Handwerk wie das eines Tischlers?“

„Sie verstehen mich nicht, liebe Müller, das meine ich nicht. Ich dachte, er sei ein Pächter?“

„Hoho! Hat sich was zu Pächtern! Vor Jahren ein Mal, — aber das ist Alles vorbei, Alles durch die Kehle geschwommen. Aber was geht Sie das an, Frau Gevatterin?“

„Nicht mich geht es an, aber wohl einen Andern, der gern Auskunft über den Mann und das Kind haben wollte.“

„Auskunft! Nun, was ich weiß, will ich Ihnen sa-

gen, oder habe ich Ihnen vielmehr schon gesagt. Der Mensch ist ein Trunkenbold, ein herabgekommener Landmann, betreibt das Schusterhandwerk und wohnt irgend wo in der Umgegend."

„Ist das Alles, was Sie wissen?"

„Alles, dem Buchstaben nach. Seinen Namen weiß ich nicht, ich kenne auch Niemand, der ihn wüßte, denn ich habe ihn hier mit keinem Menschen jemals sprechen sehen. Er scheint für sich zu leben. Es ist lange Zeit her, daß ich ihn heute wieder hier gesehen! Was den Knaben anbetrifft, den hat er heute zum ersten Male mitgebracht. Er hat ihn, wie er sagte, von armen Leuten in Kost genommen und will einen Lehrling daraus ziehen."

„Einen Schusterlehrling? Daß sich Gott erbarme!" schrie Frau Schwarzkopf in unverhohlener Angst und mit ihrem schon lange unterdrückten warmen Gefühl.

„Aber warum soll sich Gott erbarmen, liebste Frau? Wissen Sie etwas Näheres über ihn?"

„Nein, nein, ich nicht, Frau Müller, ich nicht. Also seinen Namen wissen Sie nicht und seinen Wohnort auch nicht?"

„Nein, nein, ich weiß nur, was ich gesagt habe."

„Aber wenn er wiederkommt, wollen Sie es mich wissen lassen?"

„Wenn Ihnen damit ein Dienst geschieht, warum nicht?“

„Und Geld hat er hier gezählt?“ — fragte die Andere gespannt.

„Ja, und sehr viel Geld, in Papieren; ich habe es durch das Fenster hier gesehen, und vier Gläser dampfenden Punsches hat er in einer Viertelstunde dazu getrunken.“

„So viel Punsch! O, o! Und hat nichts weiter gesprochen?“

„Nicht ein einziges Wort. Um fünf Uhr aber ist er mit dem Knaben weggegangen.“

„Nun — ich muß auch gehen. Ich danke Ihnen. Für's Erste habe ich, wenn auch wenig, doch genug. O Du mein Gott!“

Und ihren Mantel nehmend, sagte Frau Schwarzkopf der Gevatterin schnell gute Nacht und war bald zum Hause hinaus.

Verfolgen wir jetzt den nächtlichen Weg, den der halbtrunkene Pächter mit dem willig folgenden Knaben eingeschlagen hatte. Nachdem er den goldenen Engel verlassen, begab er sich durch ein Gewirr von Straßen gerade an das entgegengesetzte Ende der Stadt, das er hätte wählen müssen, wenn er den Weg nach Grunwald

verfolgt hätte. Dicht am Thore mit dem Kinde, zu dem er jetzt kein Wort sprach, angelangt, ging er in ein Haus, wo wiederum Branntwein geschänkt wurde. Hier ließ er sich eine Flasche mit Rum füllen, trank einen Schluck davon und trat durch einen großen Thorweg in einen geräumigen Hof, wo ein mit vier Pferden bespannter öffentlicher Wagen stand, um gleich darauf nach der nächsten etwa fünf Meilen entfernt liegenden Stadt abzufahren. Der Pächter kam gerade noch zu rechter Zeit, um für sich und den Knaben Plätze zu erhalten, weßhalb sie dieselben auch sogleich einnahmen. Das Fuhrwerk war beinahe überfüllt, und die Luft darin etwas dick von dem stinkenden Taback, den mehrere Männer rauchten. Als der Pächter auf seinem Platze saß, den Knaben dicht neben sich, seine kleine Hand fest in der seinen haltend, als wäre er ihm immer noch nicht sicher genug, zeigten sich die ersten Symptome seiner Trunkenheit. Als der Kutscher zum Zeichen der Abfahrt mit der Peitsche knallte, schnalzte er mit der Zunge ihm nach, worin er eine bedeutende Fertigkeit besaß, worüber die Mitfahrenden anfangs erschraken, dann aber lachten, als einige Frauenzimmer das Benehmen des Fremden tadelten. Darauf fing er an zu singen, zu lärmen und als man ihm auch hierin den Willen ließ, bot er zum Danke seine Flasche den Nebenansitzenden, denn der Wagen hatte zwei lange parallellaufende Bänke, so daß sämmtliche Passagiere, sechzehn

an der Zahl, sich gegenüber saßen. Man dankte für die Flasche. Das schien er wieder übel zu nehmen,

„Madamchen," sagte er lallend zu der Frau, die an der linken Seite des Knaben saß, während er selbst zu seiner Rechten Platz genommen, „Madamchen, es ist kein Schnaps, ich trinke keinen Schnaps, da sei Gott für, es ist Rum, feiner Jamaika!"

„Ich danke, danke wirklich!" stöhnte die Belästigte, und wehrte mit der Hand die aufgedrungene Flasche ab.

„Junge, schläfst Du?" rief er wieder das Kind an und rüttelte an seiner Hand.

Eduard, von seiner nächtlichen Reise ermüdet, war wirklich eingeschlafen, jetzt wurde er wach und fragte, was er solle.

„So lassen Sie doch das Kind schlafen," sagte unwillig die Frau.

„Es ist mein Kind, hören Sie?"

„Daran habe ich noch nicht gezweifelt."

„So lassen Sie mich in Ruhe — ich will auch schlafen."

„Das ist auch das Beste, was er thun kann," murmelte die Frau und bekümmerte sich nicht weiter um ihn.

Die Fahrt ging jetzt, da der Weg bergab führte, rasch von Statten. Es war gar eine drückende Luft im Wagen, aber das ließ man sich bei dem stürmischen Wetter draußen gefallen. Auf der Hälfte des Weges, nachdem

man zwei Stunden gefahren, wurde eine Weile angehalten, um die Pferde verschnaufen zu lassen.

Der Pächter fuhr in die Höhe, sah sich um, riß ein Fenster auf und fragte, was das Anhalten solle? Da er keine Antwort erhielt, beruhigte er sich und setzte sich wieder nieder. Als der Wagen sich von Neuem in Bewegung setzte, fing er so laut an zu schnarchen, daß er Jedermann erschreckte. Abends neun Uhr war man in der königlichen Residenzstadt, wo man ausstieg. Der trunkene Pächter vermochte kaum, auf den Füßen zu stehen, dennoch hielt er den Knaben fest, der seinerseits sich ganz ruhig und folgsam erwies. Jetzt wurde die Reise zu Fuße fortgesetzt. Der Führer nahm den Weg durch die Stadt, in der kein großes Leben herrschte, ging dann über eine lange Brücke, die über den breiten Strom, der die Residenz verschönert, führte und auf welcher der Knabe einen ihn beben machenden Windstoß fühlte, und betrat dann die Vorstadt. Es schlug Zehn Uhr von der Schloßkirche der benachbarten Stadt, als der taumelnde Mann und das schwache, von Frost zitternde Kind die letzten bewohnten Häuser erreicht hatten. Hier fing das freie Feld an, vom Schnee, den der Wind an manchen Stellen fast fußhoch angehäuft, beinahe ungangbar gemacht. Dabei schneite es immer fort und der hier erst recht fühlbare Wind fuhr in heulenden Stößen über den hart gefrorenen Acker. So weit das menschliche Auge reichte, sah es nichts als

die weiße, kalte, öde Fläche; kein Haus, kaum ein Baum trat hier und da aus dem düsteren Dunkel, das die beiden einsamen Wanderer umgab, und selbst vom Himmel war wegen der dicht herabfallenden Flocken kein Wölkchen zu erkennen. Der arme Knabe seufzte leise, aber schritt gefaßt und wie ein Opferthier in sein Schicksal sich ergebend, an der Hand seines Begleiters dahin, dessen hin und her taumelnde, bald innehaltende, bald beschleunigte Bewegungen das Kind bald rechts bald links schleuderten.

Auf dem Wege, den sie jetzt verfolgten und auf welchem den Mann der Instinkt allein leitete, da von einem gebahnten Pfade keine Spur zu sehen war, hielt sie ein Baum auf, eine stämmige Eiche, die ihre geringelten Zweige, wie um Hilfe flehende Arme zum Himmel emporstreckte. Hier blieb der Trunkenbold stehen und lehnte seinen Rücken an den Baum; das Kind hielt er beständig fest.

„Bist Du müd', Jung'?" fragte er lallend.

„O ja!" seufzte das Kind — „es ist kalt nnd meine Füße thun mir weh."

„Kannst Du nicht mehr fort?"

„Noch kann ich, wenn es nicht zu weit bis nach Hause ist."

„Bist ein wackrer Junge — werd' es nicht vergessen. Da — trink einen Schluck, ist das letzte Mal, daß wir uns stärken können, wir kommen nach Haus." Und da-

mit reichte er dem Kinde die Rumflasche, nachdem er selbst einen langen Zug daraus gethan.

„Ich danke, ich trinke keinen Branntwein."

„Branntwein! Dummer Junge! Rum ist kein Branntwein! Laß es bleiben." Und er steckte die Flasche wieder ein. „Sieh Dich mal um," fuhr er fort, und versuchte seinen schweren Kopf ein wenig zu drehen, was kaum gelang, „sieh Dich um, ob Du kein Licht siehst — he?"

„Ich sehe kein Licht, aber ich glaube, es hört auf zu schneien, nur der Wind weht so stark."

„Gut, gut, ich fühle es auch."

„Wollen wir nicht gehen?"

„Ja, wir wollen gehen! —" Aber der Wille war nicht stark genug, die Kraft zu erzeugen. Der Geist des Spiritus war stärker als der Geist des Menschen. Denn kaum waren die letzten Worte gesprochen, so sank der Sprecher in die Kniee und sein Kopf fiel schwer auf die Brust.

Der Knabe wußte nicht, was er thun sollte. Seine halb erfrorenen Händchen fuhren über das bärtige Gesicht des Unglücklichen, als wollten sie es liebkosen, um ihm zum Weitergehen Kraft einzuflößen. Als er aber seine Bemühungen als vergebliche erkannte, fing er leise an zu weinen. Es war dies ein trauriger Augenblick in seinem Leben, den er nie vergaß, und sein zartes Nervensystem erhielt dadurch einen so heftigen Eindruck, daß von

diesem Augenblicke an sein eigentliches Selbstbewußtsein erwachte. Wie das Kind — wir wiederholen es, es feierte auf diese Weise seinen sechsten Jahrestag und das heilige Weihnachtsfest — so hilflos und verlassen dastand und einem traurigen Ende bei dem wieder stärker werdenden Froste entgegen ging, legte sich das Schneegestöber gänzlich, die Luft ward rein und einige Sterne wurden am blaugrauen Firmamente sichtbar. Da war es ihm, als sähe es weit, weit in der Ferne ein Licht schimmern, erst klein, ganz klein, allmählig großer werdend. Die Freude darüber war so groß, daß es laut aufschrie:

„Ich sehe ein Licht!"

„Ein Licht? Ah, ein Licht?" lallte der Zusammengesunkene.

„O, ich bitte, steh auf und komm nach Haus. Soll ich Dir aufhelfen?" Und die kleine Hand des Kindes streckte sich aus, um den großen, schweren Mann zu unterstützen. Hier war das schwache Kind stärker als der rüstige Mann.

Der Gedanke an sein Haus, seine Frau und vielleicht eine gewisse Furcht vor ihrem Zorne, denn es geschieht häufig, daß ein muthiger Mann in der Trunkenheit furchtsam und schüchtern wird, bewirkten bei ihm mehr, als seine verlassene Lage. Er ermannte sich, riß die stieren Augen weit auf, faßte krampfhaft des Kindes Hand und taumelte schneller als vorher vorwärts. Und wun-

derbar! je näher er seiner Wohnung kam, um so mehr bezwang er sich, um so regelmäßiger wurde sein Gang, um so gerader seine Haltung. Er schien zu ahnen, was ihm zu Hause bevorstand.

„Wie ist es mit dem Lichte?“ brummte er.

„Es kommt immer näher und wird immer größer. Ich glaube auch, es bellt ein Hund.“

„Aha, Junge, siehst Du, das dacht' ich wohl, wir werden erwartet. Freue Dich. Der Hund, jetzt hör' ich ihn auch bellen, ist mein Hund, Hektor heißt er.“

„Hektor? Wird er mich auch nicht beißen? Ich liebe sonst die Hunde sehr.“

„Ich würd' ihn erwürgen, wenn er's thäte. Aber habe keine Furcht, solchen braven Jungen, wie Du bist, beißt kein Hund.“

Das Hundegebell kam näher, das Licht wurde größer und größer. Die nächtlichen Wanderer schritten fort. Es war eine Ebene, durch die sie gingen; einige einsame Föhren zeigten sich an ihrer linken Seite, rechts in der Ferne eine dunkle Waldmasse, schwarze Tannen, das flimmernde Licht gerade vor ihnen.

„Nun sind wir bald da!“ rief der Knabe und beinahe fröhlich, in seiner Noth sah er voll Hoffnung einem warmen Bette entgegen.

Mitternacht war beinahe vorüber, als sie das Licht dicht vor sich sahen, es schimmerte durch das Fenster einer

elenden Hütte, in deren Nähe noch zwei von ähnlicher Art am Wege standen. Bald schlug der schon vorher bellende Hund in regelmäßigeren Pausen an, er witterte nahende Menschen. Es dauerte nicht lange, so kam er daher gerannt, ein Schäferhund von mittler Größe, und umsprang in tausend freudigen Sprüngen seinen Herrn, den er schon von Weitem erkannt hatte.

„Halt das Maul, Bestie," schrie ihm dieser zu, „Du brauchst nicht auszurufen, wenn wir nach Hause kommen. Kusch, kusch — hier ist ein Freund!"

Und schon war der Hund an des Kindes Seite und schien es mit seinem heiseren Freudeknurren willkommen heißen zu wollen.

Sie traten durch ein halb verfallenes Gehege. Die verwitterte Pforte schlug hart hinter ihnen zu. Da öffnete sich die Thür des erbärmlichen Hauses und auf der Schwelle erschien eine Frau in mittleren Jahren, gekleidet in die bäurische Tracht ihres Landes. In der Hand hielt sie einen brennenden Kienspahn und in ihrem Rücken loderte die helle Flamme auf, die wir schon von Weitem gesehen haben.

„Um Gottes Jesu willen, Mann! Wo bleibst Du so lange? Und wen hast Du da? ein Kind? Nur herein, Kleiner, nur herein. Seid Ihr zu Fuße gekommen?"

„Nun, gefahren hat man uns nicht. Dumme Frage!"

„Ach Gott! Du bist betrunken. Franz! Franz! Doch nun merke ich wohl, all' mein Reden ist vergebens."

„Es ist vergebens. Bringe den Jungen zu Bette, er wird müde sein. Heute hast Du den Gast, morgen sollst Du seinen Namen haben."

Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, trat der unglückliche Mann durch eine niedrige Thür in ein Seitengemach, und warf sich, ohne ein einziges Kleidungsstück vom Leibe zu ziehen, auf ein breites bereitstehendes Bett, dessen Leinenüberzug reinlicher war, als man dem Aeußern der Hütte nach hätte vermuthen sollen. Die Frau, die Mutter aber, die erst vor vier Wochen einen fünfjährigen Knaben begraben hatte, sah — so kommt auch das Glück zum Unglück — in dem eben erschienenen Kinde das ihrige aus dem Grabe erstehen, und alle mütterliche Liebe, die sie an das eigne verwendet haben würde, trug sie auf das fremde über, welches, wir erwarten es nicht anders, dieselbe nach den eben bestandenen Mühseligkeiten auch auf das Nothwendigste bedurfte. Und der kleine Gast fand sich schnell in alle traurigen Lagen seines bis jetzt schon so ereignißreichen Lebens. Er aß und trank mit Vergnügen die ihm vorgesetzte dürftige Speise und bald hatte er in einem tiefen Schlummer in dem Bette der Frau Kätte, Hunger, Ermüdung, überhaupt den ganzen Tag vergessen, der einen der wichtigsten Abschnitte seines bedeutungsvollen Lebens zu bilden bestimmt war.

Aber nach der Nacht brach wieder der Morgen an. Der Bewohner der Hütte hatte seinen Rausch verschlafen und die emsige Frau erwartete ihn schon mit dem Frühstück in der Küche, um ihm eine Strafpredigt zu halten, gegen welche seine Ohren in der Nacht verschlossen gewesen wären. —

Die Geschichte dieses unglücklichen Mannes, so weit sie für uns wenigstens Bedeutung hat, ist mit wenigen Worten erzählt. Franz Buschmann — dies war sein Name — war der Sohn eines wohlhabenden Pächters in einer der nordischen Provinzen des Staates, der ihm in einer Provinzialschule eine höhere Bildung, als sie in seinem Stande gewöhnlich ist, geben ließ. Unglücklicher Weise starb der Vater sehr früh und die schwache Mutter war niemals im Stande gewesen, den leidenschaftlichen Sinn ihres einzigen Kindes zu zügeln. Mit dem achtzehnten Jahre schon übernahm er die Pachtung auf Rechnung der Mutter; da ihm diese aber, seiner Meinung und seinen Bedürfnissen nach, zu wenig Gewinn ausgesetzt hatte, machte er Schulden und als diese ihm zu bezahlen verweigert wurden, griff er zur Flasche. Eine Heirath aus Neigung, glaubte die Mutter, würde die traurige Richtung seines Wesens ändern, und da Susanne, eines armen Landmannes Tochter, was von dem Herzen des leichtsinnigen Pächtersohns zu erwerben war, gewonnen hatte, so wurde der Heirath kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Allein auch dies Mittel schlug fehl. Die junge Frau war arm, das war ihr einziger und größter Fehler. Franz, vier und zwanzig Jahr alt, verlor die Mutter. Mit dem sechsundzwanzigsten mußte er die Pachtung verlassen, weil er schon seit zwei Jahren das Pachtgeld nicht bezahlt hatte. Bis zum dreißigsten Jahre irrte er an verschiedenen Orten umher und lernte, um nur noch irgend einen Erwerb zu haben, das Schuhflicken. Aber diese ruhige Beschäftigung sagte seinem wilden Geiste wenig oder gar nicht zu. Er verlor immer mehr und mehr des ihm vom Erbe des Vaters Uebriggebliebenen, trat hier und da in einen Dienst auf dem Lande, den man ihm aus Mitleid und auf Bitten der Frau gab, und endlich pachtete er sich mit seinem letzten Sparpfennig ein elendes Heuerlingsgrundstück mit einigen Hufen sandigen Ackers in einer kleinen Niederlassung, die aus drei Häusern bestand und wegen ihrer Lage am Amselbach, über den hier eine hölzerne Brücke führte, Amselbrücke genannt wurde. Hier, wohin wir ihm in der Einleitung unserer Erzählung gefolgt sind, wohnte er seit zwei Jahren; seit dieser Zeit war er aber auch den Pachtzins schuldig und nächstes Neujahr war ihm als der Zeitpunkt angemeldet, wo er den rückständigen Zins zu zahlen oder das Haus zu verlassen habe.

Das winzige Haus, in dem jetzt die arme Susanne wohnte, bestand in seinem Innern aus drei Abtheilungen.

Der mittlere Raum war die Küche, mit dürftigem, aber hinreichendem Haushalt versehen. Rechts von ihr lag das sogenannte Arbeitszimmer, also genannt, von dem Schusterbock mit den Handwerkszeugen, welcher nebst einem ziemlich guten Bette, zwei hölzernen Stühlen und einem Kleiderriegel das ganze Geräthe bildete. Links von der Küche lag Frau Susannens Zimmer, ein weißgetünchtes Gemach, welches noch alles Das enthielt, was von dem wiederholten Schiffbruche ihres Lebens übrig geblieben. Und so wenig dies war, so war es doch leidlich und reinlich erhalten und dem Zwecke entsprechend. Es bestand in einem guten Bette, worin Frau Susanne geschlafen hatte und der mitgebrachte Knabe diesen Augenblick noch schlief, einem altmodischen Kleiderschranke, einem vierbeinigen Nußbaumtische und vier Stühlen. Das war die zierliche Heimath, welche der gelehrtenstolze, üppige, ehrgeizig strebende Justizrath Woldemar Ramkau dem Sohne seiner Stiefschwester zum vielleicht vieljährigen Aufenthalte angewiesen hatte!

In dem mittleren Raume, der vorher bezeichneten Küche des Pöchterhauses, auf dessen verhältnißmäßig großem Heerde am Weihnachtsmorgen um acht Uhr ein wohlgenährtes Feuer prasselte, saßen dicht vor demselben an einem kleinen Tische, Mann und Frau sich gegenüber. Die Frau, wie gewöhnlich, ruhig, aufmerksam, wenn ihr grämlich gestimmter Mann nach einem durchschwärmten

Tage in peinlicher Scham beichtete und seinen Verweis entgegennahm. Heute aber war Franz Buschmann nicht so grämlich wie gewöhnlich, ein pfiffiges Lächeln flog über seine zufriedene Miene, als er seine Frau, nachdem er die erste Tasse Kaffee getrunken, ansah, und ihr seine Hand über den Tisch reichend, sagte:

„Susanne! laß es gut sein — heute keine Predigt, ich erkenne meine Fehler und weiß, was Du mir sagen willst.“

„Es ist nicht genug, daß Du es weißt, Franz,“ antwortete die gutmüthige Frau, „es ist bei Weitem nicht genug. Auch halte ich meine Meinung zurück, bis Du mir gesagt, was es mit dem Knaben ist und was er hier soll?“

„Was er hier soll? hier bleiben soll er, unser Kind sein, wie Niklas es war, ist Dir das nicht genug?“

„Es ist mir das nicht genug, Franz. Wie kommst Du zu dem Knaben?“

„Das wollt' ich Dir eben erzählen. Sieh! Du kennst so gut wie ich unsre Vermögensumstände und hast noch mehr als ich darunter zu leiden. Ich weiß es wohl, leider weiß ich es. Ach! — Vor acht Tagen, als ich zwei Tage in der Hauptstadt war, um mir einen kleinen Vorrath von Leder zu kaufen, kam ich in ein Speisehaus, um mein Mittagsessen einzunehmen. Da lag ein gedrucktes Blatt auf dem Tische, und ich, der ich lange kein sol-

ches gelesen, nahm es auf und las es durch. Es war der technische Anzeiger der Stadt. Ganz am Ende desselben stand mit lateinischer Schrift eine Anfrage, die mir sogleich auffiel. Es wurde eine anständige Familie auf dem Lande gesucht, die Willens sei, gegen ein angemessenes Kostgeld einen kränklichen Knaben von fünf Jahren in Pflege zu nehmen. Das ging mir im Kopfe herum; ich überlegte es mir hin und her und endlich fand ich einen Wink des Schicksals darin, das mir noch ein Mal zu helfen gesonnen, und ich forschte auf der Expedition des Blattes nach dem Einsender der Aufforderung. Ich erfuhr, was ich wissen wollte, ging zu dem Manne, sprach mit ihm und — erhielt den Bescheid, in acht Tagen wiederzukommen, und, wenn sich keine andere Kost gemeldet, den Knaben zu nehmen. Der Tag war gestern, ich fuhr hin und hier ist der Knabe."

Der Mann schwieg und sah seine Frau mit zufriedener Mine an. Aber diese schien noch nicht mit ihm übereinzustimmen. Im Gegentheil blickte sie ihrem Manne lange und ernst in das verschmitzte Gesicht und fragte:

„Und was hast Du für ein Kostgeld erhalten?"

„Hier ist es," rief frohlockend der Schusterpächter und warf die zwei Papierbanknoten heftig auf den Tisch.

„Mensch!" rief seine Frau erschrocken, „das ist zu viel, das ist ein Sündengeld."

„Schweig von der Sünde, aber sprich vom Gelde. Hast Du es etwa nicht nöthig?“

„Ich will keinen Groschen davon haben und wenn ich hungern muß.“

„Daß ich ein Narr wäre! Ich bezahle am Neujahrstage meine Schuld und das Uebrige wird uns obendrein zu Gute kommen.“

„Und wer war der Mann, der Mensch, der Dir das Kind mit dem Gelde verkaufte?“

„Verkaufte? Haha! Mach' mich nicht ärgerlich, Susanne. Es war ein vornehmer Mann, der vielleicht Grund hatte, daß kein Mensch etwas von dem Dasein des Knaben erfuhr.“

Die Frau sann nach. Dann fragte sie weiter:

„Und kannte er keinen andern Menschen, dem er das Kind anvertrauen konnte, als Dich?“

„Susanne, siehst Du, brauchbare Menschen sind selten. Ich war ihm ein brauchbarer Mensch.“

„Und hast Du ihm treu, redlich und offen unsre Verhältnisse und den Grund, warum Du den Knaben nahmst, mitgetheilt?“

„Du hältst mich für sehr dumm. Noch einmal, daß ich ein Narr gewesen wäre! Wohl fragte er mich, wer ich wäre, und ich nannte ihm, nicht meinen, sondern den Namen eines wohlhabenden Pächters in der Nähe der Hauptstadt, denn —“

„O Gott, diese Lüge komme nicht auf mein Haupt!“ rief das in Thränen ausbrechende Weib.

„Eine Nothlüge ist erlaubt, Susanne, bedenke unsre Lage —“

„Ich bedenke nichts, als die schurkische — leichtsinnige —“

„Schweig!“ donnerte der wild werdende Schuster und drohte seiner Frau mit der Faust und seine Stirnadern schwollen breit und blau auf.

„Ich schweige nicht — Franz, Franz! hast Du kein Gewissen? denkst Du nicht an eine himmlische — und wenn der Himmel Dir fremd ist, an eine irdische Gerechtigkeit?“

„Irdische Gerechtigkeit! haha! Gerade das ist es, was mich bestimmte zu meinem Handeln. Die irdische Gerechtigkeit,“ sagte er zweideutig anspielend auf die Stellung des Vormundes des Knaben, „ist für mich!“

„Mag die Himmlische auch so für Dich sein,“ erwiderte die Frau, die diese Anspielung natürlich nicht verstand. „Und wie heißt das unglückliche Kind?“

„Ich weiß, wie es heißt, aber sein Vater oder Vormund — mir ist es einerlei — wünscht, daß ich es mit unserm Namen nenne, damit — damit, ich denke mir es nur so, kein Mensch auf eine richtige Spur geleitet werde.“

Er schwieg, die Frau ebenfalls. Nach einer Weile des Nachsinnens sagte sie:

„Nun gut, Franz; so kann ja aber der Vormund des Kindes ihn nie von Dir zurückfordern, wenn er es haben will.“

„Nun ja, das ist es ja eben, was ich beabsichtigte. Ich wollte diesem Zurückfordern einen Riegel vorschieben. Das wäre mir! Nach einem Vierteljahre vielleicht, wenn er ein anderes Unterkommen für den Jungen gefunden, zu kommen und zu sagen: Mann, ich nehme den Knaben vor der Zeit; gieb mir das Geld wieder. Haha! so dumm bin ich nicht, wenn ich nüchtern bin, wenn ich auch in der Trunkenheit keinen Sinn zu viel habe. Nein, nein! wen ich ausbeuteln will, den muß ich am Seile führen. Und ihn führe ich daran. Nach einem Jahre, wenn die Pension abgelaufen, gehe ich wieder zu ihm. Hier bin ich, sage ich ihm. Der Knabe ist gesund. Wollen Sie ihn wieder haben? Sagt er ja! nun gut, da ist er. Sagt er nein! dann fordere ich anstatt 200 — 300 Thaler, denn der Knabe braucht mehr. Verstehst Du mich nun, Susanne?“

„Ich verstehe Dich vollkommen!“ sagte die leise weinende Frau und ging in das benachbarte Gemach, wo ein leises Geräusch das Erwachen des Knaben verrathen hatte.

Viertes Kapitel.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

D Fülle des vorliegenden Stoffes zwingt uns, das in dem wunderbaren und seltsamen Leben des für's Erste geborgenen Knaben zunächst liegende Jahr im Fluge zu durcheilen, so gern wir auch bei einzelnen Ereignissen, die sich unserem Gemüthe tiefer eingeprägt haben, länger verweilen möchten.

Frau Susanne hatte sich, obgleich mit innerstem Widerstreben, dem Willen ihres unmäßigen und so vielen bösen Leidenschaften ohne Rückkehr ergebenen Mannes überlassen müssen, und wir können getrost bekennen, nicht eben zu Ungunsten des verwais'ten, von frevelnder Hand in die öde Welt hinausgestoßenen Kindes. Mit nicht geringer Mühe hatte sie einen guten Theil der erhaltenen Geldsumme zum Besten desselben ihrem Gatten abge-

rungen. Sie war in den Feiertagen nach der Stadt geeilt und hatte für die Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse mit sorgsamer weiblicher Sonderung gesorgt. Das Kind wurde von ihr gut gebettet, reinlich bekleidet, mit nahrhaften Speisen versehen. Endlich, so gestand sie sich selbst, war es ihr auf diese Weise wenigstens vom Schicksal vergönnt, für das Wohlbefinden eines ihr von Tag zu Tag lieber werdenden menschlichen Wesens auf ihre eigene sinnige Weise sorgen zu können. Es war ihr damit ein Plan vorgezeichnet, ein Feld ihrer Thätigkeit geöffnet, wie sie es so lange sich gewünscht, wie es ihr aber noch nie in ihrem bisher trostlosen Dasein zu Theil geworden war. Ihr Wirkungskreis hatte sich erweitert, ihr Blick auf die Zukunft hatte einen Halt gewonnen. Indeß war sie nicht mehr allein an der Seite eines rohen, genußsüchtigen, alles tieferen Gefühls beraubten Menschen, wie sie es bisher gewesen war, sie hatte eine Ableitung für den nagenden Kummer ihres Herzens, Nahrungsstoff für eine hoffende, in der Dürre eines nothleidenden Lebens halb vertrocknete Seele. Ein lieblicher Knabe, dessen Auferziehung durch seinen räthselhaften Ursprung, durch seine hilflose Verlassenheit um so mehr Gelegenheit zur größten Sorgfalt, zur unausgesetzten Wachsamkeit bot, wie ein weibliches Herz sie so gern übt, eine weibliche Hand sich so gern schafft, war ihr plötzlich an Stelle ihres verstorbenen eigenen Kindes wie

vom Himmel gefallen. Und sie sollte sich für diese Gunst nicht dankbar erweisen? sollte nicht Alles thun, um der weise waltenden Vorsehung nach ihren schwachen Kräften zu entsprechen? Und sie that Alles, Anfangs willig und gern, bald aus stärkerem Herzenstriebe, mit eigener Aufopferung, und endlich mit der täglich wachsenden Besorgniß, es könnte früher oder später ein Anderer mit gerechteren Ansprüchen, als die ihrigen, kommen, den Knaben ihr wieder nehmen, und sie selbst wegen der folgereichen Lüge ihres Mannes sowohl, wie wegen ihrer dem Kinde vielleicht vorenthaltenen besseren Erziehung zur Rechenschaft ziehen. In dieser Besorgniß schwebte sie lange; allmählig, da kein Mensch nach dem Knaben, weder seiner Her- noch Zukunft fragte, beruhigte sie sich, und wer hätte den Knaben auch in dieser stillen, abgelegenen, ärmlichen Gegend vermuthen können? Die Bewohner der beiden anderen Häuser hatten genug mit ihrem eigenen Elende zu thun; außerdem waren es dumme und rohe Menschen, die sich um so weniger um sie bekümmerten, weil sie mit ihrem Manne aus der Fremde gekommen und sich erst lange nach ihnen in ihrer Nähe niedergelassen hatte. Kaum wußten diese von der Vermehrung der Buschmannschen Familie, und sahen sie den Knaben dann und wann, so dachten sie in ihrer Einfalt nicht daran, ihn für ein fremdes, unter so sonderbaren Verhältnissen plötzlich vorgefundenes Eigenthum zu halten.

Und wie verhielt sich der kleine Eduard gegen diese Ergießungen eines liebreichen, fast mütterlichen Wesens? Kaum brauchen wir es hier auszusprechen, denn Jeder weiß ja, wie leicht Kinder sich an jede unvermeidliche Lage zu gewöhnen pflegen, zumal wenn diese Lage durch Belehrung und Unterhaltung erheitert und verkürzt wird. In den ersten Tagen freilich vermißte er das Weißbrot der Tante Regina, sein Spielzeug, die gewohnten Spielgefährten der Nachbarschaft; bald aber hatte er sich an das schwarze Landbrot gewöhnt, sich selbst, denn Kinder sind erfinderisch, ein anderes Spielzeug verschafft und neue Gefährten gewonnen. Der Schäferhund, Hektor, der ihm in der Nacht der Ankunft mit seinem Heulen und seinen Sprüngen einen so großen Schrecken eingeflößt, war beinahe sein unzertrennlicher Gefährte geworden; die Ziege, die jeden Morgen und Abend zum Wohle des Knaben von Frau Susanne gemolken wurde, lief ihm auch schon nach; und als nun gar der Schnee schmolz, das Gras in dem kleinen Garten hervorsproßte, und die Felder ringsum sich mit leuchtenden Frühlingsfarben bedeckten, als die Vögelchen sangen, da war schon längst der Winter und sein Leid, seine Reise und traurige Wanderschaft vergessen, da war er ein Kind wie alle Kinder, froh und heiter, und spielte im Sande und rannte mit Hektor um die Wette über das Feld, ein Trost seiner

mütterlichen Erzieherin, eine Hoffnung mehr in ihrem bisher so freud- und hoffnungslosen Leben.

Und, was ihr gar das Liebste war, sein körperliches Befinden wurde ein ganz anderes. Seine Glieder entwickelten sich in der freien Luft, in der uneingeschränkten Bewegung rascher und kräftiger als gewöhnlich. Seine bleichen, mageren Wangen wurden strotzend und voll, das in ihnen lebhafter kreisende Blut bemalte sie mit glänzenderer Röthe, sein eingefallenes Auge strahlte voller, blauer, offener, — mit Einem Worte, schon in einem halben Jahre hätte man, die ursprünglichen und unverwischbaren Familienzüge abgerechnet, in dem jetzigen lebhaften, ewig sich freuenden, springenden und singenden Knaben das schwächliche Kind, welches Frau Schwarzkopf mit so großer Innigkeit und Sorge betrachtete, nicht wieder erkannt.

Im Uebrigen wurde das einfache, regelrechte Hauswesen in Amselbrük nicht im Geringsten geändert. Nur wenn Susanne Abends, nachdem der Knabe schlafen gegangen, und der sich mehr wie je herumtreibende, Schäferarbeit Suchende, Buschmann in der Stadt, im Bierhause, oder im nächsten Dorfe in der Schenke seine noch übrigen Thaler verschwelgte, allein bei ihrem Spinnrade saß, dachte sie oft wünschend und auch wieder fürchtend über die Vergangenheit und die Zukunft des Kindes nach. Doch war sie eine vernünftige Frau. Was Gott will,

dachte sie in ihrem religiösen Sinne, das wird kommen, also bangen wir nicht darum. Es kommt gewiß und kommt doch, wie wir es auch wünschen oder fürchten. Die Vergangenheit zog sie schon mehr an. Sie hatte hundert Mal ihre Fragen bei ihrem Manne wiederholt, in allen Formen, wie eine Frau nur bitten, fordern, fragen kann, gebeten, gefordert und gefragt, aber es war ihr nie eine andere Antwort als die erste zu Theil geworden. Mit der seinem Charakter und solchen Menschen, die ein wüstes Leben führen, eigenthümlichen Zähigkeit und Hartnäckigkeit hatte Buschmann erwidert: Frage nicht, es ist Alles vergebens. In meiner Hand liegt, was ich weiß, aus meiner Hand soll es nicht kommen, so habe ich es versprochen. Selbst den Namen nenn' ich Dir nicht; ist denn Eduard Buschmann nicht ein schöner Name, wenigstens so gut wie ein anderer? Ich heiße schon 44 Jahre so, und er ist mir noch nicht ein Mal zur Last geworden.

Endlich schwieg die Frau. Sie verbannte die Sorge und lebte dem friedlichsten und göttlichsten Genusse auf Erden: sich eines wohlgerathenden Kindes zu erfreuen. So kam der Sommer und schwand, der Herbst vergoldete die Blätter und reifte die Früchte, und es zeigten sich bereits wieder die ersten Vorboten der Zeit, die uns Alle mit größerer oder geringerer Besorgniß erfüllt, denn es giebt nichts Trostloseres im Leben, als das gewohnte,

sanfte Grün des fruchtbaren Jahres schwinden, und sich mit der Decke der Erstarrung und des Todes verhüllen zu sehen.

Je näher der Tag kam, an welchem vor einem Jahre Buschmann den Knaben und das Geld aus der Hand des Vormundes empfangen hatte, um so unruhiger, unstäter wurde er. Ungewißheit und Sorge nagten an seinem Herzen. Ungewißheit, ob er den Knaben behalten und, was ihm das Liebste und Nothwendigste war, ob und wieviel Kostgeld man ihm zahlen würde. — Sorge, ob der Justizrath mit seinem Schweigen über den anvertrauten Knaben zufrieden, ob er ihn nicht, über sein Ausbleiben entrüstet, vielleicht gar gerichtlich habe suchen und verfolgen lassen. Wenn er Letzteres bestimmt gewußt hätte, so würde er den Knaben sofort durch den ersten besten Fremden dem Vormund zurückgeschickt, und sich dem Zorne des Gerichtsmannes dadurch entzogen haben; denn Franz Buschmann, so verstockt und unverbesserlich er war, fürchtete die strafende Gewalt der Gesetze, wie je ein anderer Bösewicht. Beinahe hatte er Lust, diesen Schritt auf jeden Fall hin zu wagen, denn ihn schreckte die täglich näher rückende Vergeltung für den verübten Betrug. Aber der Durst nach Geld, der mit seinem heißeren Durste nach spirituösen Aufregungsmitteln brüderlich verbunden war, beschwichtigte diese Sorge von Tag zu Tag wieder. Er wollte es wenigstens versuchen,

diesen immer brennender werdenden Durst zu stillen, er wollte, er mußte Geld, mehr Geld haben, als er schon bekommen, und eine einzige Quelle, aus der dasselbe reichlich floß, war ihm nur bekannt und zugänglich. Aber in dieser wechselseitigen, seine Gedanken hin- und herwerfenden Aufregung suchte und brauchte er mehr Zerstreuung, denn je. Am frühen Morgen schon, eben erst dem Lager entstiegen, auf dem nur ein kurzer Schlaf seine schweren Augenlider gesucht, und seinen immer schwindelnden, drohenden Kopf beruhigt hatte, rüstete er sich zum Umherschlendern. Ausrede gegen sein armes, trostloses, bangendes Weib bot ihm sein Handwerk. Er mußte von Dorf zu Dorf, von Niederlassung zu Niederlassung wandern, um zerrissene Schuhe zu sammeln, die er zu Hause des Nachts, wenn ihn seine Angst, seine Aufregung nicht schlafen ließ, hastig ausbesserte, und mit jähem Klopfen auf den Schusterbock auch den Schlummer seiner Frau verscheuchte. Oft kam er erst Abends spät, mit einem Sack solcher Waare beladen, nach Hause, natürlich trunken, denn die Dorfschenken hatten seine meiste Zeit in Anspruch genommen. Alles Bitten, alles Flehen Susannens war vergeblich; er ging, er kam, von seinem Dämon fortgetrieben und von seinem guten Geiste verlassen, in seine jetzt nur noch nächtliche Wohnung nur wenig zurück. Dabei vernachlässigte er natürlich alles Uebrige, und schon fing der Mangel an, Susannens Herz

noch ängstlicher klopfen zu lassen, wenngleich sie sich das Nothwendigste absparte, um nur ihrem Pfleglinge es an nichts fehlen zu lassen. Auf ihre wiederholten Bemerkungen, daß es so nicht länger gehen, daß sie es Alle nicht lange mehr so ertragen könnten, erwiderte er, das eine Mal barsch, das andere Mal ungewöhnlich weich gestimmt, was die Frau noch peinlicher bedrückte: Sei nur ruhig, Susanne! Der 24. December ist nicht weit, e r ist die Quelle neuer Freuden und Gelder; von diesem Tage an, glaube mir, beginne ich ein neues Leben, ich habe es mir gelobt, und ich werde es halten. — Und so blieb es, wie es war, das heißt, schlimm und trostlos für das arme Weib. So kam der erste December heran. Die nächsten acht Tage dieses den glücklichen Menschen sonst so erheiternden Monats waren in dem Käthnerhause zu Amselbruck langsam und traurig auch schon verstrichen, endlich war die Mitte des Monats da, und ein düsteres, unheimliches Leuchten begann in des leidenschaftlichen Mannes Auge bisweilen aufzublitzen. Kaum konnte er seine Unruhe vor den Menschen, denen er in den Weg kam, verbergen; er aß nicht, er schlief nicht, er trieb sich unstät umher, nur der Flasche wurde zugesprochen, sie allein gab ihm Trost, gab ihm Muth.

Es war am 18. December. Schnee und Frost lagen wie die kalte Fessel des absterbenden Jahres mit ihrem lastenden Drucke auf der Natur und den Menschen.

Schon am frühen Morgen, ehe das graue Licht des Tages die ärmliche Hütte erleuchtete, war Buschmann fortgewandert. Seine Frau hatte ihm besorgt und mit Thränen im Auge nachgeblickt, denn nie hatte sein Blick etwas so Düsteres, Niedergeschlagenes gezeigt. Auf ihre wehmüthige Bitte, bald wieder zu kommen, und nicht die Nacht auszubleiben, nicht ihret-, sondern seinetwegen, hatte er mit leisem Brummen erwidert: Ich komme, sei ruhig! — Der Mittag war vorüber, die Schatten des frühen Abends neigten sich, von einem dunkeln Nebel, der etwas Aengstliches in seinem weiten Mantel barg, noch schneller herbeigeführt. Endlich wurde es finsterer Abend und dann stockfinstere Nacht. Susanne hatte ihre Arbeit verrichtet, für den folgenden Tag alles Nothwendige schon zurecht gelegt, und das Zimmer ihres Mannes, den sie vor später Nacht nun nicht mehr zurückerwartete, in den Zustand versetzt, wie er für ihn, falls er trunken nach Hause käme, ersprießlich war. Sorgsam hatte sie sein Bett aufgeschlagen, Alles aus dem Wege geräumt, was ihn stören oder hemmen konnte, auch ein kleines Lämpchen angezündet und an der Wand befestigt, damit er sich leicht und behaglich zurechtfinde. Sie selbst wollte vor dem brennenden Feuer des Heerdes am Spinnrocken noch bleiben, um gleich zur Hand zu sein, wenn ihr Beistand etwa, wie so oft, nöthig werden sollte. O, welche traurige Beschäftigung! und wie viele Frauen haben Aehn-

liches schon so häufig in ihrem rauhen Leben willig und gern gethan, oder, aus Furcht vor größerem Schaden, thun müssen! Und von wie wenigen ausschweifenden Männern, trunkenen nun gar nicht, wird diese nur vom Weibe geübte Sorgfalt erkannt und gewürdigt!

„Willst Du nicht zu Bette gehen, Eduard?" fragte Susanne das Kind, das den ganzen Tag nicht von ihrer Seite gewichen war, und an alle sorgsamen Handlungen ihrer Liebe mit Hand angelegt hatte.

„Nein, Susanne, ich gehe nicht zu Bett," entgegnete der Knabe. „Das heißt, wenn Du mir erlaubst, wach bei Dir zu bleiben. Weißt Du was? setze Dich hin und spinne, ich und Hektor will neben Dir sitzen, und Du erzählst mir wieder so schöne Geschichten, wie sonst."

Susanne erzählte gern und viel. Manche ihrer Geschichten stammten aus ihrer Jugendzeit, manche hatte sie selbst erfunden. Sie entwickelte darin eine große Fähigkeit, und wußte verständig und lehrreich stets solche Dinge in ihre Erzählungen zu verweben, die des Knaben Geist verstand und sein Herz bildeten und erhoben. Und das war seine größte Lust, zu hören, mitunter zu fragen und mit gespanntester Aufmerksamkeit seines äußeren und inneren Ohres den wunderbaren und lieblichen Erscheinungen zu folgen, die sich aus der stillen Erzählerin Herzen loslös'ten.

„Es ist gut," sagte Susanne, „ich erlaube Dir auf-

zubleiben, und ich will wieder erzählen. Wenn Deine Augen vor Müdigkeit aber zufallen, bringe ich Dich zu Bett.“

„O, ich werde heute nicht müde, ich habe Nachmittag geschlafen. Nun fange an.“

„Und die Frau fing an. Vor dem hellen Feuer, das ein Reisighaufen lodernd erhielt, das leise schnurrende Spinnrad vor sich, und die gelenken Finger auf und ab bewegend, saß sie, innerlich trauernd, äußerlich sanft und beruhigt erscheinend, da. Neben ihr auf einer kleinen Bank der horchende Knabe, zwischen seinen Beinen der unzertrennliche Schäferhund mit dem glänzenden schwarzen Fell, und dem langen, zottigen, wedelnden Schweife, die klugen, glühenden Augen aufmerksam auf das lauschende Knabenantlitz gerichtet, und von Zeit zu Zeit mit einem stillen, seufzerartigen Athmen seine Herrin betrachtend, grade als nähme er Antheil an ihrem Erzählen, und an den traurigen Empfindungen ihres zerrissenen Herzens. Nebenan, hinter einem bretternen Verschlage, meckerte von Zeit zu Zeit die Ziege, deren widerkäuendes Gemurmel man in den kurzen Pausen der Erzählung Susannens vernahm. Draußen grollte der Wind in abgerissenen Stößen, und nicht selten flog ein vom Wirbelwind abgerissener Baumzweig gegen die trüben, grünen, kleinen Scheiben des Thürfensters. Dann lauschte die, mit ihren Gedanken an ihren Worten, mit ihrer Sorge an dem ab-

wesenden Manne hängende Frau auf, als erwartete sie seinen schweren Schritt auf der Schwelle, oder seine gewichtige Hand auf dem Thürgriffe zu hören. Aber ein Blick auf den wachsamen Hund belehrte sie, daß es der zurückkehrende Hausherr noch immer nicht sei. Nach einer solchen Pause fragte der den Kopf des Thieres streichelnde Knabe, wie nach tiefem Nachdenken:

„Also, Susanne, die guten Menschen werden nicht immer belohnt, und die bösen nicht immer bestraft? Wie kommt das? Ich meine, es sollte anders sein!“

„Versteh' mich recht, mein Kind, ich sagte: auf Erden und sichtbar vor allen Menschen. Denn der gute Mensch, wenn er auch nicht immer seinen Lohn in der Welt findet, hat von Gott ein reines Bewußtsein empfangen, das ist sein Lohn, während der Böse von seinem Gewissen gestraft wird, welches die härteste Strafe auf Erden ist, denn sie dauert so lange, wie der Mensch lebt.“

„Aha, ich verstehe. Aber warum sind denn die Menschen so oft böse, wenn sie wissen, daß das Gewissen sie erwartet, warum sind sie nicht Alle gut, da ein gutes Gewissen der schönste Lohn ist, wie Du sagst?“

„So hab' ich mich auch oft gefragt, mein Kind, aber ich bin nicht klug genug, alle solche Fragen zu beantworten. Aber ich denke mir, Gott hat es so gewollt, damit die Guten etwas vor den Bösen voraus haben,

und weil mancher Mensch vielleicht nicht gut sein würde, wenn schlechte Menschen ihn nicht gepeinigt hätten."

„Das verstehe ich noch nicht; ich bin auch noch zu jung dazu. Wenn ich älter und größer werde, möchte ich wohl auch recht klug werden, um mir das erklären zu können."

„Das wirst Du, mein Sohn, ich hoffe es. Und glücklich werden wirst Du auch, wenn Du groß bist, weil Du so frühe so unglücklich gewesen bist."

„Ich unglücklich? Das weiß ich ja gar nicht."

„Ich meine, daß Du keine Eltern mehr hast, und daß Du in einem so — kleinen Hause wohnen mußt."

„O! daß meine Eltern todt sind, thut mir freilich sehr leid; ich werde aber gute Menschen finden, die meine Eltern vertreten, wie ich Dich gefunden habe, Susanne."

„Ich danke, danke, mein Kind. Ach, wenn ich Dich glücklich machen könnte, Du Herzenskind, was wollt' ich nicht Alles thun! „Und ihr linker Arm umschlang den Knaben und zog ihn an sich heran.

„Wenn ich glücklich werde, sollst Du es auch sein, Susanne!"

„Geduld, Geduld, Gottes Gnade ist groß und seine Prüfung dauert lange, aber sein Lohn kommt zu rechter Zeit."

In diesem Augenblicke, an den Frau Susanne in

späterer Zeit sich lebhaft zu erinnern hinreichende Gelegenheit haben sollte, erhob der wachsame Hund seinen Kopf, schnupperte in der Luft, knurrte und sprang dann laut bellend gegen die Thür. Dann war es wieder still. Der Hund beugte seine Schnauze an die Schwellritze nieder, zog die Luft in seine Nase und wedelte mit dem Schwanze. Das Herz Susannens schlug lauter, es weissagte ihr den kommenden Gatten, denn es war so stark in seinem Instinkte der Gewohnheit, wie das Thier in seinem Instinkte der Natur; ihre Ohren aber vernahmen noch nichts von dem Erwarteten. Die Rückkehr des Schwärmers wurde in der Regel, wenn er halb trunken war — ganz war er es selten — schon von Weitem durch seinen harten Schritt, sein bellendes Räuspern und seine dem Hund pfeifende helle Stimme angezeigt. Heute aber vernahm man von allen diesen Aeußerungen nichts. Da schlug der Hund an und sprang an die Thür empor. „Er ist es doch,“ sagte die Frau, die schon an einen Fremden gedacht hatte, „aber was hat er nur, daß er so ungewöhnlich still ist?“ — Jetzt tastete eine Hand leise um das Thürschloß herum. — Susanne erkannte die Hand, obgleich sie nie vorher auf diese Weise Einlaß begehrt hatte. Sie stand auf, öffnete die Thür, und schrak bei dem Anblick dessen zurück, der ihr im hellen Scheine des Feuers wie ein ruheloses Gespenst vor Augen trat. Franz Buschmann war es wirklich, aber ganz

anders wie sonst. Er verhielt sich still, sein Aussehen jedoch sprach laut genug. Seine Mütze hatte er verloren, und seine Haare lagen wirr um das bleiche, aschfarbene Gesicht; seine sonst geröthet hervorquellenden, mattblauen Augen lagen ihm tief und gläsern starrend im Kopfe. So, leisen, schwankenden Trittes, überschritt er die Schwelle. Er sprach kein Wort. Auch als Susanne mit zusammengeschlagenen Händen rief: „Mein Gott, Franz, was ist Dir? bist Du krank?“ und seinen Arm faßte, um ihm beizustehen, sagte er nichts, sondern trat vor das Feuer, sah sich stieren Blickes rings im Küchenraum um, und griff in die Tasche, wo seine Rumflasche zu stecken pflegte. Aber seine steifen, zitternden Hände vermochten das Gesuchte nicht hervorzuziehen. Susanne griff hinein und erfaßte die Flasche, die sie schnell hervorzog, und, sie gegen das Feuer haltend, halbvoll von jener schrecklichen braunen Flüssigkeit fand. Der Unglückliche schüttelte wehmüthig den Kopf, und sah seine bleichgewordene Frau und den neben ihr stehenden ängstlichen Knaben mit nie gesehenem, stummem Flehen an. „Susanne!“ hauchte er leise hervor, „sei nicht böse, ich trinke nicht mehr. Zu Bett!“

„Mein Gott, Dir ist doch kein Unglück begegnet?“ rief die Frau athemlos. Aber der Angeredete sprach kein Wort mehr, sondern ließ sich, willenlos wie ein krankes Kind, in sein Zimmer führen, entkleiden und

ruhig in sein Bett legen. Er lag ganz still. Die Frau saß davor und hielt seine Hand. Nach einer Weile holte er tief Athem, und schien eingeschlafen zu sein. Jetzt brachte sie auch das Kind zu Bett, das sein gewohntes Gebet sprach, und einschlief. Dann, nachdem sie noch einmal ihres Mannes Zimmer betreten, und seinen Athemzug beobachtet, glaubte sie sich beruhigt zurückziehen zu können indem sie annahm, er schlafe. Auch sie suchte beklommenen Herzens ihre Nachtruhe.

Aber schon nach einigen Stunden wurde sie durch eine eiskalte Hand geweckt, die sich zu ihrem Schrecken auf ihr schweißgebadetes Gesicht legte, denn sie hatte einen schweren Traum gehabt. Erschrocken sprang sie in die Höhe, und sah ihren Mann im Hemde vor ihrem Bette stehen. Sein Gesicht konnte sie im Scheine des halberloschenen Heerdfeuers erkennen — er sah noch bleicher aus als vorher.

„Steh' auf," sagte er mit bebender Lippe, „steh' auf, Susanne."

„Was willst Du? bist Du krank, Franz? Du hast mich zum Tode erschreckt."

„Steh' auf," wiederholte er. Und da sie aufgestanden war, und sich schnell in ihre Kleider geworfen hatte, fuhr er mit rascher Zunge, so daß eins seiner Worte beinahe das andere verschlang, fort: „Füttere die Hunde,

damit sie muthiger jagen. Alle Schafe sollen weiden, und die Schweine im Kofen Futter haben."

„Was denn für Schafe und Schweine, Mann?" rief die Frau vor Schrecken laut auf, denn sie glaubte, der Redende habe den Verstand verloren.

„Auf die Jagd wollen wir gehen — heida! lustig, lustig! Hektor, frisch, frisch! Wo ist der Knabe, das Kind, der Eduard?"

„Gott sei Dank," rief die Frau, „jetzt spricht er doch von wirklichen Dingen. Was soll's mit dem Kinde?"

„Was es mit ihm soll? Jagen, jagen soll er. Ich habe einen prächtigen Hirsch gesehen, mit haushohem Geweih, wir werden ihn kaum bewältigen können."

„Wo denn — einen Hirsch?"

„Lustig — lustig, Frau, immer zu — laß die Hunde los!"

So sprechend, ging er mechanisch in sein Zimmer zurück und legte sich wieder auf's Bett. Die Frau machte Feuer, zündete ein Licht an, und kochte schnell Kaffee. Als dieser fertig war, trug sie ihn an's Bett und bot ihn ihrem Manne an. „Trink, Franz," sagte sie, „trink, Du bist gewiß durstig."

„Trinken — durstig? Ja, gieb mir Wasser, viel Wasser, ich trinke keinen Rum mehr."

„Gott sei Dank! daß Du zur Erkenntniß gekommen bist, hier ist ein ganzer Krug Wasser, trink!"

Der Mann wollte darnach greifen, aber seine Finger schwirrten zitternd neben dem Gegenstande, den er nicht zu sehen schien. Dabei öffnete er den Mund, lechzend wie vor großem Durst, wobei ein kalter, reichlicher Schweiß seine Stirn benetzte.

Frau Susanne ahnte weniger als wir, welche Krankheit ihren elenden Mann betroffen hatte, aber sie blieb bei ihm wach, bis das Licht des neuen Morgens anbrach, und als auch da noch keine Aenderung mit ihm eingetreten war, bat sie einen der Nachbarn, nach dem nächsten großen Dorfe, Bilsingen, zu gehen, und den dort wohnenden Wundarzt herbei zu holen.

Einige Stunden später kam dieser. Nachdem er den Kranken aufmerksam besichtigt, der Frau verschiedene Fragen vorgelegt, und namentlich sich erkundigt hatte, ob der Kranke viel und seit langen Jahren Branntwein getrunken, auch schon früher ähnliche Anfälle erlitten, sagte er: „Es thut mir leid um Ihren Mann, Frau Buschmann, er ist sehr krank. Kommen Sie in die Küche. So! Nun, Sie sind eine verständige Frau, ich weiß es wohl, und der Mann da hat Sie oft betrübt.“ — Die Frau weinte leise, bejahte aber weder, noch verneinte sie. „Nun ja,“ fuhr der Arzt fort, „Ihr sagt das nicht gern, das ist hübsch und rechtschaffen von Euch, aber ich weiß es. Seht, er leidet an den Folgen seiner Trunksucht, er hat den Säuferwahnsinn. Eine Krankheit, die oft unschuldig

aussieht, und dem gedankenlosen Zuschauer wegen der komischen Einfälle der Irreredenden Lachen erregt. Ich lache nicht, und habe noch nie darüber gelacht. Es liegt ein trauriger Ernst hinter dieser komischen Maske. Euer Mann ist zwar kräftig, aber sein Nervensystem ist gewaltig erschüttert. Hätte er die Krankheit schon ein Mal überstanden, so würd' ich nicht so bedenklich sein, denn wer sie ein Mal besiegt, besiegt sie in der Regel mehrere Mal, bis seine Stunde endlich geschlagen hat. Aber seht, ich will Euch nicht betrüben, aber mittheilen muß ich es Euch, der erste dieser Anfälle, so hat mich meine Erfahrung belehrt, ist oft so schlimm, wie der letzte — versteht Ihr mich?"

„Ja, ja, ich verstehe Sie. Sie meinen, wenn er den ersten Anfall übersteht, wird er auch den zweiten überstehen, bis ihn vielleicht der dritte oder vierte tödtet."

„Nun ja, so ungefähr meine ich es. Am Nothwendigsten ist ihm der Schlaf. Verhaltet Euch recht ruhig, und gebt ihm die Pulver, die ich ihm schicken werde, regelmäßig alle zwei Stunden fort. Schläft er darnach ein, so ist er geborgen, wo nicht — so komme ich morgen wieder." Er wollte gehen, an der Hausthür wandte er sich noch ein Mal um. „Soll ich dem Herrn Pfarrer Euer Leid erzählen, Frau?"

„Ach ja, bitte, Herr Doctor! Der Herr Pfarrer ist ein so herrlicher Mann!"

„Gut, er wird Euch trösten. Und nun thut, wie ich sagte. Lebt wohl!“

Und damit bestieg er sein altes, auf dem einen Auge blindes Pferd, das er draußen am Zaune angebunden, und ritt von dannen.

Die Pulver wurden von dem Nachbar getreulich überbracht und eingegeben. Aber die erwünschte Wirkung blieb aus. Der Kranke verharrte in seiner Unruhe, seinem Zittern, seinem Irrereden. Am andern Morgen kam der Arzt wieder, und als er den Kranken gesehen, schüttelte er den Kopf.

„Was meinen Sie?“ fragte die besorgte Frau.

Der Arzt besann sich.

„Ist es denn wirklich so schlimm?“

„Schlimm genug. Gebt ihm diese Pulver hier auf gleiche Weise wie gestern, und wartet es ab. Der Pfarrer ist auf einige Tage verreis't, kommt aber morgen zurück. Ich werde Euch zwanzig Stück Blutigel für die Stirn schicken, und dann legt ihm naßkalte Tücher auf den heißen Kopf. Bis morgen lebt wohl!“

Der Zustand des Kranken wurde statt besser, immer schlechter. Er zitterte wie das Espenlaub beim Sturme. Seine Hände waren in beständiger Bewegung, und seine Zunge wurde wund vom vielen Schwatzen. Er sprach jetzt so undeutlich, daß man ihn kaum verstand. Doch fürchtete er sich entsetzlich vor allerlei Thieren, die er

Haufenweise um sich her sah. Die angewandten Mittel schienen ihn einige Stunden ruhiger zu stimmen, gegen Abend aber fing er so heftig an zu toben, daß der Arzt, der noch ein Mal gekommen war und keinen Beistand hatte, ihn mit Hilfe der Frau, die dabei entsetzlich weinte, an das Bett festband. Nun lag er da wie ein gebundener Missethäter; er suchte seine Fessel zu sprengen, aber sie war aus neuen hanfenen Stricken gedreht, die quer über das Bett weg an drei verschiedenen Stellen festgeknotet waren. Dafür rächte sich seine Zunge, und er schwatzte wie nie zuvor. „Ich kann nur schlechten Trost geben," sagte der Arzt auf Befragen — „ich fange an zu fürchten. Wie steht es mit Eurer Versorgung, Frau Buschmann? seid Ihr auf jedes Ende vorbereitet?"

„Für Gott — ja! für die Erde — nein!" erwiderte die Frau mit Ergebung, und hielt sich die schon ganz nasse Schürze vor die Augen.

„Den Knaben laßt nicht mehr zu Eurem Manne, Frau, es ist weder gut für den Kranken, den er stört, noch für das Kind, das so etwas nicht wieder vergessen kann. Der Pfarrer kommt, ich hab' ihn gesprochen."

„Der Pfarrer kommt!" dachte die Frau — „eine Hilfe von Gott! Warum habe ich nicht früher an ihn gedacht!"

Bis zum nächsten Morgen keine Besserung, derselbe Zustand im Ganzen; gegen Mittag nach einem neuen

Mittel trat aber größere Ruhe ein. Susanne saß am Bett und bedeckte die heiße dennoch mit kaltem Schweiße bedeckte Stirn des Unglücklichen mit nassen Tüchern. Der Knabe war nicht im Zimmer, sondern mit Ziege und Hund im Freien. Da ging die Thür auf, und auf der Schwelle erschien der noch junge Geistliche, der Pfarrer aus Bilsingen, Wollzogen mit Namen, eine hohe, würdevolle, edle Gestalt, bekleidet mit dem einfachen, langen, schwarzen Oberrocke des Landpriesters, die hohe Stirn voller Würde und Menschenfreundlichkeit, im klaren Auge wie im zufriedenen Herzen Liebe, Wohlwollen und Nachsicht, auf den Lippen Trost und Theilnahme.

„Guten Morgen, meine liebe Frau Buschmann," war seine Anrede, mit einem Tone gesprochen, der der beklommenen Frau wie Musik des Himmels klang, während die freundliche Erscheinung des schönen, in der Blüthe der Jahre stehenden Mannes ihr wie ein Bote desselben Himmels erschien, der plötzlich zu ihr gekommen war, und mit seiner bloßen Gegenwart anzudeuten schien: „Weib, was weinest Du? Sieh', ich bin zu Dir gekommen, um Dich zu trösten — was fehlet Dir?"

Susanne dankte und berührte die Hand des Geistlichen, die dieser nach der ihrigen ausgestreckt hatte.

„Ich sehe, wie es steht," begann er, „der Doctor hat mich freilich schon darauf vorbereitet. Ich fürchte, Frau Buschmann, ihm helfen wir wenig; dann bin ich

aber für Euch gekommen. Vertrauet mir. Saget mir Alles, was Euch drückt, vielleicht habe ich die Macht, nicht von den Menschen, doch von Gott Euch einen kleinen Trost zu gewähren."

In diesem Augenblicke ging langsam hinter seinem Rücken die Thüre auf, und leise, auf den Zehen schleichend, von den sanften Tönen des unbekannten Redenden angelockt, trat Eduard herein, und stellte sich, still beobachtend, am Fußende des Bettes auf. Sogleich fiel das glänzende Auge des Geistlichen auf den ihm unbekannten Knaben, ein Blick der Verwunderung und des Wohlgefallens schwebte über sein sanftes Gesicht, als er die edle Bildung desselben und sein stilles, verständiges Verhalten sah.

„Wer ist der Knabe? Der Eurige doch nicht, der starb ja," fragte er freundlich, wehmüthig den Kopf schüttelnd.

„Ich werde Ihnen heute Alles sagen, Herr Prediger," seufzte Susanne. „O! Sie glauben nicht, wie wichtig es für mich ist, endlich eine Stütze zu haben, einen Menschen, gegen den ich weinen, ein Herz, dem ich meinen Kummer anvertrauen kann."

Der Geistliche horchte hoch auf und schwieg nachdenklich, indem er bald die Frau, bald den Knaben betrachtete.

„Wer ist da?" fragte der Kranke plötzlich ganz deut-

lich, und suchte sich aufzurichten. Sein irrer, geistloser Blick wurde verständiger, als er die hohe neben seinem Bette stehende Gestalt des wohlbekannten Priesters sah. Dieser aber legte seine warme, weiche Hand auf die triefende Stirn des Kranken, und diese unverhoffte Berührung schien mit magnetischer Kraft die entflohenen Geisteskräfte des Elenden zurückzurufen und zu fesseln. Er wurde ruhiger, hörte zu zittern auf, und verlangte zu trinken. Dann legte er sich zurück, das geblendete Auge unverwandt auf den Geistlichen gerichtet, und sagte mit klarer, verständlicher Stimme:

„Ich habe nie einen Priester gern gesehen.“

Und was sagte der so gekränkte Priester darauf?

„Buschmann,“ sagte er, „aber ich, ein Priester in meinem Beruf, bin immer gern zu den Leidenden und Elenden gekommen, um ihnen zu helfen, und wenn ich nicht mehr helfen konnte, sie wenigstens zu trösten.“

Es trat ein tiefes Schweigen ein. Der Priester, so sehr er mit dem Kranken beschäftigt war, konnte kaum seine Blicke von des Knaben lieblichem Antlitz abwenden, der diesen Blick fest, aber ohne Keckheit ertrug, und seine tiefblauen Augen in die braunen des milden Mannes senkte.

„Ich will sprechen!“ unterbrach der Kranke das tiefe und doch so beredte Schweigen. Alles horchte hoch auf, namentlich die Frau, deren Herz heftiger zu klopfen

begann, denn sie dachte an das Schicksal des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

„Was wollt Ihr sprechen, Buschmann?“ fragte der Geistliche. „Drückt Euer Herz irgend ein Kummer, den ich vertreiben kann?“

„Nein!“ sagte der Mann. „Ich habe nichts zu beichten. Nehmt den Knaben mit Euch, wenn ich sterbe.“

„Wenn Euch das beruhigen kann, so verspreche ich es.“ Und auf einen ermuthigenden Wink der Frau fragte er weiter: „Wollt Ihr mir etwas über den Knaben sagen?“

„Ja!“ Und sein Auge schweifte rings im Zimmer umher, als suche er etwas, und blieb endlich auf einem kleinen Schranke halten, der an der Wand hing, und in dessen Schloß ein kleiner Schlüssel steckte.

„Soll ich aus dem Schranke etwas holen?“ fragte die Frau.

„Das Buch! — Rasch sprang Susanne nach dem Schranke, und zog unter vielen erbärmlichen Ueberbleibseln ehemaligen Wohlstandes ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Gesangbuch hervor. Der Kranke aber schien große Eile zu haben, es in seinen eigenen Händen zu sehen. Als er es hatte, schlug er es auf, und nahm, wie es schien, ein Blättchen Papier heraus. Er drückte es in der linken Hand zusammen, ballte die Faust und hielt sie zitternd in die Höhe.

„Hier ist es!“ rief er wild.

„Was?“ fragten der Priester und seine Frau zugleich.

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Wahrheit! Wahrheit! Fragt den Advocaten — den verdammten Advocaten!“

„Was will er mit dem Advocaten?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Susanne, „aber er spricht oft von ihm, ich glaube, er fürchtet den Arm der Gerechtigkeit —“

„In Bezug auf den Knaben?“ fragte mehr des Priesters Auge als seine Lippe.

„Ich weiß es nicht — leider nicht,“ hauchte die Frau. Da aber war die Wirkung der magnetischen Nähe des edlen Geistlichen verschwunden, der Irrsinn bemächtigte sich wieder wie vorher des Kranken, und das Toben, Zittern und Schwatzen ging von Neuem los. Beide, Frau und Geistlicher, versuchten es, mit Bitte und Drohung, das Papier der Hand des Kranken zu entwinden, aber mit krampfhafter, eiserner Gewalt waren die Finger geschlossen, und alles Bemühen war vergeblich. Jetzt zog Susanne den Geistlichen in ihr Zimmer, schickte den Knaben hinaus, und schüttete ihr ganzes Herz aus; Alles, was sie über das fremde Kind wußte, wie es gekommen und geblieben, war aus dem Busen der Frau in das Herz des Mannes übergegangen. Dieser senkte das Haupt, sann nach und schwieg. Endlich unterbrach er das Schweigen, und sagte sanft, aber fest.

„Wie es auch kommen mag, ob er lebe oder sterbe, ich nehme den Knaben mit mir. Ich bin nicht mit Glücksgütern gesegnet, aber meine Kraft ist unversiegt, und meine Hoffnung auf den Herrn gerichtet. Wo vier Kinder satt werden, wird auch das fünfte seine Nahrung finden. Macht Euch keine Sorge, Frau, ich nehme das Schicksal des Knaben in meine Hand, und ich hoffe, die Waise soll, wenn nicht seine, doch andere Eltern wiederfinden. Und nun fasset Muth und seid getrost. Morgen mit Tagesanbruch bin ich wieder da. Ich werde bis dahin mit meiner guten Frau reden, und laßt den Knaben dann mit mir gehen. Auf alle Fälle ist es besser so." — Und er ging.

Es war der Morgen des 24. December, des schönen Tages der Freude der Kleinen und der Großen. Aber in der Käthnerhütte und für ihre Bewohner in Amselbrück schien es kein Tag zu sein, der einem großen, segensreichen Feste vorherging, und doch, in höherer und besonderer Bedeutung genommen, war er vielleicht der segensreichsten Tage einer, den Gott ihnen verliehen hatte.

Frau Susanne hatte am Sterbebette ihres Mannes — einst, in besseren Tagen voll schönerer Hoffnungen ihr Jugendgeliebter — eine traurige Nacht verlebt, denn sie wußte jetzt, schon das Bangen ihrer verlassenen Seele sprach es aus, daß er sterben würde. Es war keine Ver-

änderung mit ihm eingetreten, nur stöhnte, zitterte er lauter, heftiger als bisher, und sein Gesicht war noch bleicher, kälter geworden, und hatte den unaussprechlichen, welken, zusammengefallenen Ausdruck eines Menschenantlitzes angenommen, das seine irdische Hülle mit der strahlenden Jugend des Himmels und der Ewigkeit vertauschen will. Sie saß neben dem Bette, welches die letzten gewaltsamen Krämpfe, die den Kampf andeuteten, den das Leben mit dem Tode rang, des zähen, noch im Tode eigensinnigen Leibes erschütterten; sie saß am Bette und betete, während Eduard, vollkommen angekleidet, still, in sich gekehrt, in dem Küchenraume neben dem Hunde saß, dessen Kopf er berührte. Um acht Uhr schon kam der Arzt geritten. Als er den Kranken einige Minuten aufmerksam und schweigend betrachtet hatte, wandte er sich, tief aufseufzend, zu der todtmüden Frau, und sagte mit leiser, bewegter Stimme: „Es thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern. Er geht den Weg, den wir Alle gehen, nur etwas früher. Seid gefaßt, Frau, und ängstigt Euch nicht.“ — Gleich darauf erschien leisen, aber festen Schrittes der unermüdliche Seelsorger von Bilsingen auf der Thürschwelle. Nur leise mit der Hand grüßend, und dann dieselbe so einfach und doch so voller menschlicher Tröstung auf die Schulter der Dulderin legend, trat er näher und richtete sein leuchtendes Auge auf das Gesicht des Sterbenden.

„Hat er das Papier nicht von sich gelassen?“ fragte er endlich leise.

„Nein, er hat es noch in der Hand!“

Da winkte der Arzt, — der entscheidende Augenblick war gekommen. Ein heftiger Krampf, ein förmliches Schlagen der absterbenden Glieder erschütterte den ganzen absterbenden Körper, dann, den tiefsten und letzten Athem holend, den Franz Buschmann in seinem Leben aus seiner Brust zog, streckte sich der Sterbende in die Länge und Starre einer Leiche.

Es herrschte ein tiefes Schweigen in dem kleinen Gemache. Die Frau saß, die Hände zusammengeschlagen, den Kopf nach vorn gebeugt, leise betend da; der Knabe sah bewegt und nicht Alles begreifend, von dem Einen zum Andern; der Hund, die Hand des Knaben leckend, wedelte traurig mit dem Schweife, während der Arzt schweigend dem Gestorbenen die erforderlichen Dienste leistete, der Geistliche aber, leuchtenden doch sanften Auges, gen Himmel blickte, und mit fast zerrungenen Händen zu seinem Schöpfer sprach.

„Was soll er in der Hand haben?“ fragte endlich der Arzt.

„Ein Papier, welches er dem Herrn Pfarrer geben wollte,“ erwiderte leise die Frau des Gestorbenen.

Und der Arzt, immer schnell zum Handeln bereit,

erbrach, ehe die volle Starrheit des Todes das Werk erschwerte, nicht ohne Mühe die noch warme Hand, welche das bewußte Papier fest in ihrer Höhlung umschlossen hielt. So war der geschiedene Pächter seinem Versprechen, welches er dem Rechtsgelehrten gegeben, noch im Tode getreu.

„Hier ist es," sagte der Doctor, und gab das zerknitterte, vom Todesschweiße feuchte, beschmutzte Papier, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die darnach strebende Hand des Geistlichen. Dieser, etwas bei Seite tretend, wickelte es aus einander und las die wenigen von der Hand Ramkan's geschriebenen und dem Pächter heute vor einem Jahre überlieferten Worte:

„Eduard Hutten Rolling, geboren den 24. December 1821."

„Ein sonderbarer Name!" dachte der Pfarrer. Halblaut, zur Frau gewendet, aber setzte er hinzu: „Das hat ein gebildeter und wahrscheinlich gelehrter Mann geschrieben. Der Knabe ist von guter Herkunft. Ist er noch mein?"

„Nehmen Sie ihn hin, ich spreche noch im Pfarrhause vor, ehe ich in meine Heimath reise, und da erlauben Sie mir wohl die letzte Bitte. Hier der Todte ist Zeuge — ich trete meine Rechte auf den Knaben, wenn ich solche an ihn habe, an Sie ab."

Und Alle gingen in die Küche, wo sie sich noch verweilten, während der Arzt sein Pferd bestieg und in hastigem Ritte das Haus verließ, wo seine Hilfe vergebens gewesen war.

„Frau Buschmann,“ sagte jetzt die melodisch klingende, sanfte Stimme des Pfarrers zu dieser, „ich brauche Ihnen zu Ihrer Tröstung nichts mehr zu sagen; in Ihrer Seele, sehe ich, ist des Lichtes genug, um Ihren Weg selbst sich zu erleuchten. Sie sind in den Willen Gottes ergeben und standhaft, wie es eines braven Weibes und einer Christin würdig ist, Gott wird auch Ihnen ergeben sein. Leben Sie wohl — das Pfarrhaus hat für Sie eine stets offene Thür; klopfen Sie an, wenn Sie wollen, ich heiße Sie schon im Voraus willkommen.“ — Und sich dann zu dem Knaben wendend, sagte er mit lächelnder, heiterer Miene und überaus gewinnender Stimme: „Und nun, mein liebes Kind, willst Du mit mir in's Pfarrhaus gehen und mein Sohn sein, wie Du als Sohn dieser guten Frau warst?“

„Ich will,“ erwiderte der Knabe fest, „wenn Susanne es will, und sie mich zu besuchen verspricht.“

Die Frau umschloß den so Redenden mit beiden Armen innig, und schluchzte laut, wie Frau Schwarzkopf vor einem Jahre geschluchzt. „Geh,“ rief sie, wie jene, „und nimm meinen Segen mit, obschon er in Gestalt

dieses Mannes in Gott an Deiner Seite lebendig wandelt.“ — So war Eduard Hutten Rolling schon zwei Mal gesegnet.

Der weinende Knabe riß sich los, und sein Hütchen zur Hand nehmend, sagte er: „Hier bin ich, Herr Pfarrer, kommen Sie, ich freue mich auf den Weg, denn Susanne sagt, es geht nach Bilsingen über die Berge dort, wohin ich mich schon so lange gewünscht.“

Und er legte seine kleine Hand in die des Pfarrers, die sie umschloß, aber es war nicht, wie vor einem Jahre, die Faust eines Taugenichts, sondern die volle, warme, gesegnete Hand eines edlen, vortrefflichen, an herrlichen Eigenschaften seltenen Mannes, die den Susannen grüßenden Knaben mit sich fortzog. Und so schritten sie rüstig dem nächsten Ziele, dem Pfarrhause, entgegen, das wenigstens eine Stunde von Amselbrück entfernt lag. Nicht aber war es dunkle, stürmische, hoffnungslose Nacht, wie vor einem Jahre, als Eduard mit dem Betrüger und Lügner durch die schneeige Oede ging, nein! es war der Morgen eines anbrechenden heiteren, glücklichen Tages, dessen hellschimmernde Sonne eben siegreich am östlichen Horizonte die nächtlichen Nebel zerstreute, und über die waldigen Hügel hervorbrach, die vor den klaren Augen der beiden Wanderer lagen.

Eben aber, als sie den ersten Hügel beschritten, stürzte der treueste Gefährte des Kindes in Amselbrück,

der Schäferhund Hektor, mit lautem Gebelle seinem Liebling nach, als treibe es auch ihn aus der Hölle des Todes. „Laß ihn mit uns gehen," sagte der Pfarrer freundlich, „auch er ist willkommen; so haben wir zwei treue Herzen gewonnen."

Fünftes Kapitel.

Der falsche Schlüssel.

Die Besorgnisse des eben gestorbenen Buschmann, die er, als er noch gesund und voll Lebenshoffnung war, um den Erfolg seines nächsten Besuches in der Hauptstadt bei'm Justizrath Ramkau in stiller Verzweiflung in seiner Brust getragen hatte, waren in der That vollkommen gegründet gewesen, denn in der Seele des Vormunds des Knaben war in dieser Beziehung ein vollständiger und unerwarteter Gesinnungs- oder auch vielleicht Gefühlsumschlag erfolgt. Der egoistische moralische Rausch, in den er sich, durch die Befriedigung seiner ehrgeizigen Bestrebungen verleitet, künstlich versetzt hatte, war einer niedergedrückten Gemüthsstimmung gewichen, und im Gefolge dieser war er zu einer ruhigen, klaren Besinnung zurückgekehrt, der kein selbstisches Grübeln, sondern verständiges Nachdenken und kaltblütige Ueberlegung zum Grunde lag.

Von diesem ruhigen Nachdenken war es nur ein kleiner Sprung bis zu den ersten Anzeichen einer still wirkenden Reue über eine schon in so vorgerückten Jahren thöricht übereilte Handlung, und als die Reue sich erst in seinem Innern festgesetzt, zog sie immer schneller den dünnen Schleier von ihrem mahnenden Gesichte, und sah nun mit grinsenden Zügen Tag und Nacht in das beunruhigte Herz des mit sich kämpfenden Rechtsgelehrten. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er den stechenden Schmerz jener an seinem Innern nagenden Viper, den man im gemeinen Leben Gewissensbiß nennt, zum ersten Male raubten ihm nur zu gerechtfertigte Selbstvorwürfe den sonst so erquickenden und flüchtigen Fußes herbeieilenden Schlaf. Und alle diese Pein, diese Qual hatte einen Mann ergriffen, der sich bisher über allen irdischen Gefühlsschmerz erhoben betrachtet hatte, dessen Herz nicht von Fleisch und Blut, sondern von spiegelklarem, jedem Rostflecke trotzendem Stahl zu sein schien. Und sprechen wir gleich hier unsere, durch spätere Ereignisse und Handlungen vollkommen bestätigte Meinung aus: Waldemar Ramkau war kein schlechter, wohl aber ein harter, unbeugsamer, eigenwilliger, auf sein Wissen und Können allzusehr eingebildeter Eisenmensch. Seine Jugend, seine Erziehung trugen hiervon wahrscheinlich die meiste Schuld, denn an seiner Mutterbrust hatte er keines Tigers oder Wolfes Milch gesogen. Sein erstes Unglück war beider Eltern

früher Tod, namentlich der Mutter: sein Vater war ein namhafter, berufstreuer, seinen Pflichten in jederlei Richtung streng ergebener Rechtsgelehrter; auch hatte er weder eine vom Egoismus vertrocknete, noch von übertriebenem Ehrgeiz überspannte und daher matte Seele, wie sein in jeder Hinsicht an Wissen und Kenntnissen begabterer Sohn. Dieser, Waldemar, war früh in eine Knabenerziehungsanstalt gekommen, wo nur die strafende Zuchtruthe eines einseitigen, in seinem Fache übermüthigen und dünkelhaften Schulmeisters regierte. Nie hatte eine weibliche, besänftigende Hand ihr weiches und doch unauslöschliches Siegel in sein Herz gedrückt, nie war sein Fuß, auch in späteren Jahren nicht, in den geweihten Kreis weiblicher Fürsorge getreten, keine milde Seelenmilch war in sein schwerwallendes Blut geträufelt, kein läuternder Schmelzofen der Freundschaft oder anschließender Herzensneigung hatte das rohe Eisen in seiner Natur veredelt und gemildert. Nur Männer ernsteren Wesens, Gelehrte einseitiger Richtung mit kaltem Herzen und sprudelndem Kopfe, Pädagogen allerlei Schulen hatten den Knaben zum Jüngling gebildet, oder vielmehr ihn wie ein tropisches Treibhausgewächs in siedender Verstandeshitze schnell zum Manne gereift, denn man konnte in der That dem vorzeitig alternden Manne zu keiner Zeit seines Lebens ansehen, daß er einmal jung, daß er einmal Kind, und ein liebevolles, wünschendes, zufriedenes Kind gewesen war.

Auf der Universität, dieser Vorschule des künftigen Lebens, dem Prägestock der späteren Münze eines männlichen Charakters, war Waldemar, wiederum einseitig geleitet, einen einsamen Weg gewandelt, ganz ohne den Gewinn erheiternder Freude und sorgsamer Rathgeber. Ohne sein Herz irgend einem Menschen aufgeschlossen zu haben, hatte er nur gearbeitet, um zu wissen, zu kennen, hatte er gestrebt, um nur frühzeitig einem immer leidenschaftlicher verfolgten Ziele näher zu kommen. Und früh genug, viel zu früh, hatte er es wirklich erreicht. Als er nun aber im Besitz dieses Zieles war, anstatt, wie die meisten seiner Mitarbeiter, sich für dasselbe geschickt zu machen, sich bequem darin niederzulassen und auch ein Mensch zu sein, wie andere Menschen, siehe, da erschien ihm dieses Ziel viel zu klein, nicht der Mühe der Arbeit werth, nicht halb seinem ungesättigten Wunsche genügend. Und wieder begann er vorwärts zu drängen, den Studirtisch allein für seinen Altar, sein Ruhebett, sein tägliches Brot zu halten, und so ging es immer weiter fort, den Berg hinauf, ohne sich weder an seinem Fuße, noch auf seiner Mitte umzusehen, nur nach dem Gipfel verlockte es ihn, ihn dürstete nach der schönen Aussicht allein von Oben her — ach! er wußte und ahnete, daß auf dem Gipfel dieses Berges kalter Schnee und unschmelzbares Eis lag, daß erstarrende Winde da oben auf der Höhe jede warme Lebenslust ausbliesen, und daß noch qualvollere Einsamkeit das Blut

des auf dem Gipfel der Menschheit Stehenden in bittere Galle nur zu oft verwandele. So strebte er vorwärts, nur immer vorwärts, wie ein wildes, leidenschaftliches Roß der Wüste, das so lange, seinen dunkeln Trieben gehorchend, vorwärts rennt, bis es athemlos zusammenbricht. So kann es nicht wundern, daß der junge Mann, noch in frischem, dem Leben ergebenem Alter, alle Schranken, die ihn hemmten, durchbrach, daß er alle Hindernisse, ohne Scheu und Bangen, nur um sich selbst und seinen Leidenschaften zu genügen, beseitigte, und wo sie sich nicht schnell genug beseitigen ließen, niederriß. Ein solches Hinderniß war ihm der unerwartet, wider allen Wunsch vom Schicksale überlieferte Knabe gewesen, mit dessen Dasein ihn überhaupt nur oberflächliche Familienverhältnisse verbanden. Gerade in derselben Zeit hatte er seine Augen, mehr als sein Herz, auf eine hochstehende Familie geworfen, in deren Mitte er eher sein eigenes Fortkommen als Beamter befördert, als in der erwählten, allgemein bewunderten Tochter sein häusliches Glück erblühen sah. Gerade in jenen Tagen hatte er, um dieses Ziel zu erreichen, eine begründete Hoffnung gefunden, mit dieser Hoffnung zusammen war seine Beförderung gekommen, und, wie vom Schicksale selbst in die Höhe gerissen, war er in jenen oben erwähnten moralischen oder vielmehr geistigen Rausch künstlich gerathen, der die Kräfte eines Menschen wohl einen Augenblick erhöht, bald darauf aber, in um so

schnellerer Abspannung, die aufhebenden Flügel erlahmen läßt. So seltsam es auch erscheint, eben so wahr ist es, das schmollende Gesicht der sonst so heiteren Minna Schwarzkopf war der erste Luftdruck gewesen, der das Barometer seiner geistigen Aufregung sinken machte. In einsamer Stunde der Nacht, dann zunächst in klarerer Morgenzeit, dachte er über sich und sein Handeln nach, und — er war aus seinem fieberhaften Rausche erwacht. Und wie es bei solchen Naturen, die jede neue Regung mit Heftigkeit ergreifen und in lebendige Gestaltung zu bringen gewohnt sind, in der Regel ist, so verfiel er plötzlich auf den entgegengesetzten Weg, er wollte schnell wieder gut machen, was er übel gemacht, und wie er den Knaben mit eisigem Arme erst von sich gestoßen, wollte er ihn mit blinder Heftigkeit an sich reißen. Aber — der Riegel war vor die Thür seines Willens gestoßen, und Franz Buschmanns hinterlistige Tücke war ein schwererer Riegel gewesen, als Waldemars Hand bis jetzt noch zu entfernen verstand. Der schlaue Jurist war gefangen, wie eine leichtsinnige Maus in einem noch schlauer angelegten Versteck. Schon im Frühjahre, das auf den für ihn so bedeutungsvollen Winter folgte, als er im Freien, auf jeder Straße, jedem Platze, jedem Stückchen grüner Erde in der lebensfrohen, großen Stadt hüpfende, fröhliche Kinder sah, arbeitete er an einem kräftigen Entschlusse. Wichtige Arbeiten aber verhinderten die Ausführung desselben. Seitdem

aber träumte er beständig von spielenden, tanzenden Kindern, und oft sah er, nicht unter ihnen, sondern fern von ihnen, jenen lieblichen verlassenen Knaben, an der Seite des rohen Bauers mit dem verschlemmten Gesichte, das ihm auch im Schlafe die widrigen Düfte des übermäßig genossenen Branntweines auszuhauchen schien. Aber immer wieder tröstete er sich damit, der Mann werde selbst kommen, er werde ein Anliegen, eine Meldung zu machen haben, der Knabe gewöhne sich nicht an ihn, und was dergleichen mehr stattfinden konnte. Allein auch diese Tröstung — wir wissen es — war eine vergebliche. Der Sommer kam, — aber auch er ging wieder hin, wie das Frühjahr, ohne daß Kunde von dem Knaben angelangt wäre. Im September endlich drängte es Waldemar Ramkau nach einer Entwickelung, einer Gewißheit. Seine Besorgnisse, seine beständig sich wiederholenden Selbstvorwürfe hinderten ihn am Denken bei der Arbeit, am Schlaf in der Nacht, ja sogar im Kreise seiner Amtsgenossen störte ihn die geringste arglos hingeworfene Frage, die irgend eine Familie oder ein Kind betraf. Er beschloß nun, selbst nach Grünwald hinauszufahren, den Knaben zu besuchen, und falls er ihn nicht in guten erwünschten Verhältnissen fände, sogleich mit nach der Stadt zu nehmen und ohne Weiteres, was er so leicht früher gekonnt, den Schwarzkopfschen Eheleuten zu übergeben,

die ihn behalten sollten, bis sich eine vortheilhafte Unterkunft gefunden haben würde.

Da traf den also Beschäftigten die ehrenvolle Auszeichnung seines Chefs, der zugleich sein Schwiegervater werden sollte, daß er unvermuthet an eine ausländische Universität gesandt wurde, um ein wichtiges Geschäft in juristischen Staatsangelegenheiten zu vollenden. Ohne Zaudern mußte er sich zur Abreise entschließen. Frau Schwarzkopf erhielt die geeignetsten Anweisungen, falls der Pächter käme, nach des Justizraths Entschluß zu handeln. Sie nahm sie schweigend hin und dachte sich ihren Theil dabei, wie sie späterhin oft erzählte. Die Abwesenheit ihres Herrn zog sich bis Anfang Dezember hin, und als er nun endlich zurückgekehrt war, glaubte er gewiß, von dem Knaben irgend eine Nachricht zu vernehmen. Aber auf seine erste Frage an die Tischlersfrau erhielt er die mit grollender Miene gesprochene Auskunft: „Es sei Niemand da gewesen, wie sie sich es gleich gedacht." Und auf die Frage, warum sie sich das gleich gedacht, die Antwort, die schon manche Frau im Zorne gegeben: Weil ich mir es dachte, wie man so Manches denkt.

Hm! dachte auch Waldemar Ramkau, was hat die Frau? Ich werde nächstens ein vertrauliches Wort mit ihr reden, offenbar hat sie Etwas gegen mich. Und der Junge! nun, da er bis jetzt nichts von sich hören ließ, — er dachte an den Jungen, und meinte doch den Päch-

ter, — so wird er schon um Weihnachten kommen. Er braucht Geld, offenbar braucht er Geld. Und das habe ich, haha! Warum sorge ich nur, es ist ja natürlich, daß der Mensch nicht vor Ablauf eines Jahres wiederkehrt, so war ja gleich von Anfang an die Abrede!

Diese anscheinend wieder größere Sorglosigkeit war kein Rückfall in seinen früheren Rausch zu nennen. Zwar hatte er seine Aufgabe an der fremden Universität günstig ausgeführt, sein Schwiegervater, die Excellenz, hatte gnädig gelächelt und ihm mit halb zugekniffenen Augen zugeflüstert: „Gut, gut, Ramkau, mit dem neuen Jahre kommt der Lohn!“ und damit wahrscheinlich das Glück seiner Ehe mit seiner Tochter angedeutet, da um diese Zeit die Vermählung angesetzt war. Allein dennoch hatte die äußere günstige Stellung einigen Einfluß auf seine Empfindungen geäußert, und obige Sorglosigkeit war die erste Folge davon.

Aber der 24. Dezember kam; Caspar Schönfeld blieb jedoch aus. Der Hofrath donnerte und wetterte in seinem Innern über den niederträchtig leichtsinnigen Kerl. Er wußte nicht, daß dieser Tag derjenige war, an dem ein gewichtigeres Urtheil, von einem höheren Richter als er war, über den Abgeschiedenen gefällt wurde. Bis Neujahr warte ich, sagte er eines Abends zu sich selbst, als er in seinem weichen, warmen Bette lag und wieder nicht schlafen konnte, aber dann fahre ich ganz still hinaus, und

den Kerl hole der Geier! — Auch Neujahr kam, aber der Erwartete nicht. Da kannte der lange beschwichtigte Zorn des Ergrimmten keine Grenzen mehr; Alles, was er um das verwais'te Kind ertragen und gelitten hatte, drang in einer gewaltigen Strömung auf ihn ein und trieb ihn ohne Zögerung zur Handlung an. Er wollte jetzt auf's Reine kommen, heute noch, ja, er ging in seiner Vorsorge jetzt so weit, daß er der Frau des Tischlers den Auftrag gab, für die Aufnahme des Knaben sich bereit zu halten, er werde ihn ihr heute noch zuführen. Das blühende Gesicht der guten Frau lächelte matt, sie hätte sich gern gefreut, aber ihr Herz wollte die Freude nicht aufkommen lassen, es zog sich so bittersüß, so wehmüthigfroh zusammen, und bald hätte sie dem Rath nachgerufen: „Geh' und bringe das Kind, wenn Du es erst hast!"

Es war ein winterlich schöner, zwar kalter, aber sonniger Tag mit blauem Himmel und windloser Luft, der 3. Januar, als Waldemar Ramkau Morgens zehn Uhr seinen Pelz umwarf und seine Wohnung verließ. Obgleich er etwas Gutes vor Augen hatte, so vermied der heimliche Gerichtsmensch doch gern alles öffentliche Thun und Treiben. Was braucht die Welt zu wissen, wohin ich heute fahre! dachte er. Und er ging in eine entlegenere Stadtgegend zu einem Fuhrmann, der ihn nicht kannte, nahm sich eine äußerst bequeme Kutsche und

fuhr an das Thor, welches nach Grünwald den Weg öffnete, und hier erst sagte er dem sich fragend umdrehenden Kutscher:

„Nach Grünwald, aber rasch, rechne auf ein gutes Trinkgeld!"

Dieses Wort hat immer bei den Betheiligten eine magnetische Kraft. Der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde liefen, was sie konnten, und der bequeme Rath in dem bequemeren Wagen rollte so recht gemüthlich auf dem glatt gefrorenen Wege dahin. Ach! das Leben ist für den, der die Mittel dazu in Händen hat, so leicht, so angenehm, so gefällig, durchaus nicht bitter, nicht trübe, nicht sorgenvoll. Genieße man es, so lange man kann! Das mochten so beinahe die Gedanken sein, die der fahrende Herr hegte, als er durch die Krystallscheiben des Wagens, im warmen Pelze auf seinem weichen Sitze nachlässig angelehnt, die regelmäßig gepflanzten Bäume der öffentlichen Straße vorbeitanzen sah, deren Zweige in der frischen Morgensonne des jungen Jahres mit dem darauf liegenden gefrorenen Schnee wie Millionen Diamanten blitzten. Und er setzte ohne Zweifel in Bezug auf seine Reise leise träumend hinzu:

„Erst der Knabe, dann die Heirath, dann — der Geheimerath — nun, wir wollen sehen!" —

Nachdem der Kutscher eine Meile weit in raschem Trabe auf der Landstraße fortgefahren war, bog er lang-

samer in einen sandigen Seitenweg ein und gelangte in einen immer tiefer und dichter werdenden Wald, der im Sommer einen herrlichen Schatten verbreitete, in welchem sich ein leidendes Kind schnell zum gesundesten entwickeln mußte. So dachte nämlich Waldemar Ramkau. Aber es ging jetzt abscheulich langsam in dem schlechten Wege, der noch dazu durch den aufgethauten Schnee und den darauf folgenden Frost holprig und an manchen Stellen fast unfahrbar geworden war. Viel zu langsam und holprig für den vornehmen und bequemen Herrn.

„Das ist ein schlechter Weg, Kutscher,“ rief er aus dem geöffneten Fenster, „und es geht so überaus langsam.“

„Kann's nicht ändern,“ war die lakonische Antwort, „wird aber bald besser, kommt Rasengrund.“

Und so war es auch. Der Wagen rollte wieder lustig vorwärts, die Peitsche knallte, und der Justizrath sagte heiter zu sich:

„Wenn man doch nicht an Alles denkt; nun habe ich den alten Mantel für den Jungen vergessen, in den ich ihn hüllen wollte, und es ist so kalt — hu!“

Mit einem Male hielt der Wagen, aber es war ringsum kein Haus zu sehen.

„Was soll's?“ rief der schon in Gedanken an den frierenden Knaben schauernde Vormund dem Kutscher zu.

„Wollen Sie auf die Pachtung oder in's Dorf Grünwald?“ fragte dieser.

„Auf die Pachtung, die Pachtung, natürlich, Freund — mit dem Dorfe hab' ich Nichts zu schaffen!"

Und der Wagen bog in einen Weg linker Hand ein, einen zur rechten hinter sich lassend.

„Aha!" dachte Waldemar, „jetzt kommen wir schon näher; wie wird sich der Junge freuen! Oho!"

Nach einer kleinen Weile kam man vor ein kleines am Wege liegendes Käthnerhaus, in ungleich besserem Zustande, als das zu Amselbrück gewesen war.

„Hier wird es doch nicht sein!" dachte Ramkau. „Halt, Kutscher, halt einmal! So! Guten Morgen, Mann!" redete er einen in der kleinen Thür stehenden Bauer an.

„Guten Morgen, Herr! Was steht zu Befehl?"

„Wohnt hier in der Nähe der Pachter Caspar Schönfeld?"

„Ja, Herr, ja, noch zehn Minuten weiter, links am Wege steht das Pachthaus."

„Und ist er gesund und wohl auf, he? — ich meine den Pachter..."

„Vollkommen gesund und wohl auf, Herr, ja! Vor einer Viertelstunde kam er mit seinem kleinen Jungen hier vorbei."

„Haha!" dachte der Justizrath, und sein sonst so stummes Herz fing an in etwas lebhaftere Bewegung zu

gerathen. „Und lebt der Mann glücklich und in guten Verhältnissen mit seiner Familie?“ fragte er weiter.

„Das sollt' ich meinen! Hat er doch einen schönen Hof, Kinder und blanke Thaler obendrein! Adieu, adieu, Herr!“

Der Justizrath hatte dem Kutscher zugewinkt, und dieser war weiter gefahren.

„Blanke Thaler also hat er!“ sagte er zu sich selbst. „Nun, die sind von mir, und ich will ihm zum Dank noch ein halbes Hundert obendrein geben. So viel ist die Freude werth!“

„Ja, so viel ist die Freude werth, und noch mehr, wenn man es übrig hat,“ sagen wir. Und freudig bewegt war der Justizrath, das muß man gestehen. Er fühlte sich so frisch, so aufgeregt, so heiter, wie nie in seinem Leben, und in seiner Brust, seinen Armen lag eine wahre schöpferische Kraft, er hätte Berge versetzen mögen.“

Da hielt der Wagen vor einem hübschen, geräumigen Landhause mit grünen Fensterläden, einem kleinen Vorsprung vor der Thür mit einer Bank darin, in dem ein Mann gutmüthigen Ansehens in einem langen blauen Oberrocke und brauner Pelzmütze stand. Der Insasse des Wagens sprang mit einer Geschwindigkeit auf den Boden, als wäre er halb so alt gewesen, wie er wirklich war.

„Guten Morgen, guten Morgen, lieber Mann!“

rief er heiter. „Wohnt hier der Pachter Caspar Schönfeld, wie?“

„Ja, Herr, zu dienen, der wohnt hier. Wen habe ich die Ehre?“

„Ich will ihn besuchen,“ entgegnete der Advokat, der nicht recht gehört hatte. „Ist er zu Hause?“

„Gewiß, Herr, ich bin es ja selber!“

„Sie?!“ — und ein langes, verblüfftes, etwas bleich werdendes Gesicht, das eben noch so freundlich gelächelt hatte, starrte den Pachter an, der sich eigentlich etwas gekränkt fühlte, daß man ihn nicht für etwas nahm, was er doch war.

Aber die unerwartete, verstimmende Aufklärung war bald gegeben und entgegengenommen. Seit zehn Jahren wohnte hier der Pachter mit Weib und acht Kindern, und nie hatte er anders ausgesehen als heute. Ja, was noch schlimmer war, in ganz Grünwald, sagte der Mann auf Befragen, wohne kein Mann, wie der Herr ihn beschriebe, auch sei kein fremdes Kind seit zehn Jahren in das Dorf gekommen.

Dies wurde im Zimmer verhandelt, wo sich bald die acht Pachterssöhne, denn es waren sämmtlich Knaben, von drei bis vierzehn Jahren einfanden, aber ach! kein Eduard Hutten Rolling darunter.

Was sollte der Justizrath nun thun? Er war belogen und betrogen worden, das war offenbar, sein Gei-

stesblick erwachte wie mit einem Schlage zu einer außerordentlichen Schärfe; es kam ihm vor, als hätte er dem Kerl, dem Kinderdiebe, wie er ihn nannte, sein Handwerk gleich von vornherein angesehen. Aber was thun? In den Wagen steigen und nach Hause fahren. Und das that er, nahm Abschied und fort gingen die Pferde. Aber mit welchem blassen Aerger saß der Justizrath da; eben noch so hoffnungsvoll, jetzt so trostlos, auf so gemeine Weise hintergangen, überlistet, förmlich verrathen! „Die Kanaille!“ stöhnte er und ballte die Faust, „den Kerl lass' ich einsperren — wenn ich ihn erst habe,“ setzte er finster hinzu.

So war die Rückkehr von dem Pachter zu Grünwald nach der Stadt bei Weitem nicht so angenehm, wie die hoffnungsvolle Hinfahrt. Es war zwei Uhr Nachmittags, als der Wagen an einem andern Thore hielt, als von welchem er am Morgen ausgefahren war. So hatte es der Herr gewollt. Hier stieg er aus, bezahlte den gedungenen Lohn und fügte brummend das versprochene Trinkgeld hinzu. Dann ließ er — ein kluger Advokat ist klüger als alle übrigen Menschen — den Kutscher erst um die nächste Ecke biegen, bevor er in einen Miethswagen stieg, der am Thore stand, und in welchem er sich nach Hause fahren ließ.

Frau Schwarzkopf, von dem rasch anfahrenden Wagen angelockt, Hoffnung und auch wieder keine im auf-

und niedersteigenden Herzen tragend, daß der liebliche Knabe ihr wiedergegeben werden könne, war an das Fenster gesprungen, und sah gerade noch, wie der Justizrath, zornig, wie sie ihn nie gesehen, mit höchst aufgeregter Miene aus dem Wagen die Straßentreppe des Hauses hinaufsprang, hörte dann, wie er dieses rasch aufschloß und mit langen Schritten die Treppe hinauf in sein Zimmer eilte. Alles Dies zeigte ihr nur zu deutlich, wie die Sachen standen. Einen Augenblick darauf riß es wüthend an der Klingel vom Zimmer des Rathes her. „Aha!“ dachte die kluge Frau, „nun wirst Du am Ende gar seines hohen Vertrauens gewürdigt. Es kommt zu spät, bester Herr Ramkau!“ Damit ging sie schnell die Treppe hinauf und trat bei ihm ein. Er durchmaß, eiligen Schrittes, heftigen Wesens, mit zornig aufgeschwollener Stirnader bei sonst gewöhnlich bleichem Gesicht sein Zimmer, diesen und jenen Gegenstand, den er auf seinem Wege traf, in die Hand nehmend und nach halber Besichtigung auf den ersten besten Tisch niederwerfend. So hatte in der That die Tischlersfrau den ruhigen Rechtsgelehrten nie gesehen, es mußte etwas Bedeutendes vorgefallen sein. Der Verlust des Knaben, an dem ihm früher so wenig gelegen, konnte ihn, in dem Gedanken der Frau wenigstens, nicht in solche Aufregung versetzt haben. Diese war in's Zimmer getreten und mit dem schweigsamen und beobachtenden Wesen, das sie seit Jahresfrist gegen ihn

angenommen, stand sie stumm, aber forschend und aufmerksam, dem Rathe gegenüber, der seinerseits auch stehen geblieben war und augenscheinlich nach Worten suchte, um in dem ihm selbst am meisten beliebigen Lichte zu erscheinen.

„Nun, Frau Schwarzkopf," fing er endlich an, „unsere Mühen, unsere Sorgen, unsere Vorbereitungen sind vergeblich gewesen, der Knabe ist nicht mitgekommen."

„Das hab' ich mir gleich gedacht, Herr Justizrath," antwortete die Angeredete mit wehmüthiger Stimme, und sah träumerisch auf den Boden.

„Das habt Ihr Euch gleich gedacht? Darf ich fragen, warum?"

„Ich hab' es mir gedacht, kurz und gut."

„So, so, ich aber hab' es mir nicht gedacht, kurz und gut. Und was das Allerschlimmste, das Abscheulichste, das mich am meisten Kränkende ist, Frau, denkt Euch, der Kerl, der Pächter hat mich, mich, den Justizrath, belogen und betrogen, und hat mir einen falschen Namen und Wohnort angegeben."

„Aha!" dachte die jetzt innerlich lächelnde Frau, „das ist der Grund des Aergers." Ernsten Blickes aber fügte sie bei: „Auch das ist mir nichts Neues, Herr Justizrath, auch das habe ich gewußt, oder, wenn Sie lieber wollen, geahnet."

„Wie? gewußt? geahnt? Wie so denn? und warum

habt Ihr mir denn nicht Euer Wissen und Eure Ahnung mitgetheilt, als ich den Knaben fortgab?“

„So!“ rief die entschlossene Frau mit niedlichem Eifer, und stemmte ihre beiden Hände auf ihre schwellenden Hüften, wobei sie wirklich allerliebst erregt aussah: „So! haben Sie mir Ihr Wissen und Ihre Ahnung über das arme Kind denn mitgetheilt? Hatt' ich ein Recht, meine Vermuthungen zu äußern? Durft' ich sprechen, wo Sie keine Sprache verlangten?“

Der Advokat war schon bei den ersten Worten zurückgefahren, es wurde ihm schwer, den funkelnden Blick des ihn durchdringenden schwarzen Auges zu ertragen.

„Aber ich will zutrauensvoller sein, als Sie, Herr Justizrath,“ fuhr sie fort. „Ich will Ihnen meine Mitwissenschaft erklären. Das arme Kind that mir leid, der vorgebliche Pächter ekelte mich mit seinem Branntweinsgestank an, ich schöpfte gegen den gemeinen Menschen einen Verdacht, den ich mir nicht weiter erklären konnte. Mit Einem Worte, ich ging ihm nach, als er mit dem Kinde durch den Wintergarten forteilte ...“

„Ah!“ tönte es hier von den schweigsamen Lippen des Advokaten, der mit tausend Ohren hörte und wieder von Neuem frische Hoffnung schöpfte.

„Ich sah ihn in eine Branntweinschenke treten, in eine Ausspannung für Bauern, wo er sich ohne Zweifel vollends betrank ...“

„Und dann?“...

„Und dann? Nun ja, ich erkundigte mich bei der Gevatterin Müller, so heißt die Frau des Wirthes dort, was er für ein Mann sei?“...

„Und erhieltet zur Antwort?...“

„Daß er ein erbärmlicher, hungriger Dorfschuster sei, ja, ja, Herr Justizrath, und daß er den Knaben zum Schusterlehrling erziehen wollte!“

„Zum Schusterlehrling!“ schrie mehr als er sprach der stolze Mann, und seine Haare sträubten sich beinahe auf seiner Stirn empor. „Das fehlte mir noch! Mein Gott, mein Gott!“

„Das Jammern kommt zu spät, Herr Justizrath!“

„Ja, Frau, ja... aber Ihr seid ein prächtiges Weib! Ich bitte Euch ... laßt kein Wort von der ganzen Angelegenheit unter die Leute kommen... die Oeffentlichkeit hat für mich, für mich, selbst eine öffentliche Person, etwas Schaudererregendes — Haarsträubendes.“

„Ich sehe es, ich sehe es... aber, fürchten Sie Nichts. Ich bin ein armes Weib, die Frau eines Handwerkers... und doch kann ich schweigen... ich kann! ich gelobe es bei Gott! Das heißt... Sie verrathe ich nicht.“ Und die Frau fing laut an zu weinen!

„Es ist gut, liebe Frau Schwarzkopf, ich bin zufrieden, ich werde dankbar sein... aber, fahren Sie fort, wußte die Gevatterin — Müller heißt sie ja wohl, nicht

wahr? — wußte sie nicht den Namen und Wohnort der Bestie, der Kanaille — ich meine den infamen Schuster."

„Herr Justizrath, ein Mann, der klug genug war, Ihnen gegenüber einen falschen Namen sich zu geben, wird auch nicht dumm genug gewesen sein, der Gevatterin Müller seinen wahren zu nennen. Kein Mensch weiß ihn."

„Sehr wahr, sehr wahr! Aber, beste Frau Schwarzkopf, thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie noch einmal, noch öfter hin — ob die Gevatterin Nichts von ihm gehört hat — seien Sie meine Helferin, den Knaben wieder zu erlangen, o, Sie wissen nicht, was ich darum gebe, ihn zu haben!"

Die Frau versprach es, und das Gespräch war zu Ende. —

Am Abend dieses Tages, es war schon beinahe Nacht, und der Justizrath, der von Sr. Excellenz kam, war wieder etwas heiterer gestimmt — trat leise, ungerufen, bleichen, verstörten Angesichts, Frau Schwarzkopf bei'm Justizrath ein.

„Herr Justizrath..."

„Was ist... mein Gott!"

„Ein Unglück..."

„Ha! ist er todt?"

„Ja..."

„Der Knabe?"

„Nein, der Knabe nicht, aber vielleicht doch — aber

der Schuster gewiß — ein Bauersmann hat es der Gevatterin erzählt, und sie ist so dumm gewesen, den Menschen nicht festzuhalten — er ist um Weihnachten an den Folgen des Trunkes gestorben, sein Sohn — so sagt die Gevatterin — soll schon vor ihm gestorben sein; ob dies unser Knabe ist, weiß Gott allein, und seine Frau ist fort von Hof und Haus — in's Ausland — zu ihren Verwandten!" —

Wie diese Nachricht nun zur Gevatterin Müller gekommen, wissen wir nicht, aber es war so. Diese Nachricht aber — ein bloßes Hörensagen — war die Quelle unsäglichen Leidens für den erschütterten, gedemüthigten Mann des Rechtes. Alle seine in'sgeheim angestellten späteren Nachforschungen nach dem Namen, dem Wohnorte des verstorbenen Schusters wären vergeblich, es kam kein Bauer mehr in die Ausspannung zum goldenen Engel, der eine Nachricht, die mit Gold bezahlt worden wäre, gebracht hätte, und laut, öffentlich nach dem Knaben zu forschen — „nein, lieber sterben," dachte der Vormund, „mein ganzer Ruf, meine Existenz, meine Verbindung, meine Lebenslaufbahn, Alles wäre vernichtet, denn — denn — ich bin ja ein Mann des Gesetzes!!" —

Vier Wochen nach diesem Abend war das glänzende Hotel Sr. Excellenz, des Justizministers, an der Hochstraße in der Hauptstadt gelegen, glänzend erleuchtet. Die vorübergehenden Spaziergänger blieben stehen und schauten

neugierig hinauf. „Was ist da oben los?“ fragte ein Mensch, der neugieriger war, als alle Uebrigen, eine am Eingange der Ministerwohnung stehende Frau.

„O! es ist nur eine Hochzeit,“ sagte die großdenkende Hauptstädterin.

„Von wem?“

„Die Tochter des Justizministers heirathet einen jungen Advokaten.“

„So so! da soll gewiß das Ei eines jungen Ministers ausgebrütet werden,“ witzelte der Neugierige und zog seines Weges dahin.

Zweites Buch.

Schule und Schüler.

Erstes Kapitel.

Das Pfarrhaus.

Ungefähr eine Stunde von Amselbrück entfernt, in östlicher Richtung, jenseits der grünbewaldeten Berge, welche die Scheidewand zwischen den sandigen Strecken und der bebauten fruchtbaren Gegend dieses Landstrichs bilden, lag lang hin gedehnt, zwischen Bäumen hier und da versteckt, über niedriges Buschwerk mit seinen Giebeln hervorragend, das schöne und wohlhabende Dorf Bilsingen zum Gute Bilsingen gehörig, dessen alterthümliches Jagd- und Stammschloß an der Nordseite des Dorfes sichtbar und von einem halbmondförmigen Landsee bespült war, der sich hinter dem Dorfe herzog und erst an der Südspitze desselben endete. Steigen wir langsam den Fußpfad zu den Bergen hinauf, denselben Pfad, der vor sechs Monaten den jungen Geistlichen mit dem Waisen-

knaben uns entführt hatte. Der langhin sich streckende Berg, an seinem Fuße nur eine dürre Sandfläche darbietend, die den Wandrer nur mit Mühe emporsteigen läßt, bedeckt sich in der Mitte mit rothblühendem, duftendem Haidekraut, etwas höher wachsen schon manneshohe Brombeeren- und Haselnußbüsche auf, dann kommen auf saftigerem Boden anmuthige, weißstämmige Birken, die sich endlich mit Buchen und Eichen vermischen, von denen der Gipfel in weithin gedehnter Ferne wie mit einem dunkelgrünen ungeheueren Dache gekrönt ist. Hier, auf dem Fußpfade, der sich allmählig in einen breiten und bequemen Weg verwandelt, erblicken wir die gegenüber ligende, trauliche Landschaft, die, wie mit dem Segen Gottes überschüttet, in friedlicher Stille und demuthsvoller Unschuld daliegt. Zu unserer Linken erhebt sich das schon erwähnte alte Schloß mit seinen zwei aschgrauen Thürmen, seinen mattblinkenden Scheiben, seinem ehemals vergoldeten, jetzt rostigen Eisengitter, und dahinter seinem steifen, altmodischen Parke. Unbewohnt und einsam liegt es, in seinen uralten aristokratischen Dämmermantel sich hüllend, da, denn seine Besitzer schwärmen das ganze Jahr hindurch, ihr reiches Erbe an Fremde verschleudernd, in fernen Ländern umher; nur alle drei oder vier Jahre kommen sie mit einem langen Schwarme vornehmer Gäste und erschrecken den alten Diener, der in ihrer Abwesenheit, ein treuer Hausdämon, die verfallene Größe hütet.

Zunächst vom Herrenhause liegt der erste Meierhof des Dorfes, ein freundliches, im Viereck aus rothen Backsteinen neugebautes Grundstück; daran schließen sich die Häuser des Dorfes, die ältesten mit Stroh, die neueren mit Ziegeln schon gedeckt, in der Mitte die niedliche Kirche auf einem runden, geebneten, mit schönen, uralten Bäumen bepflanzten Platze, daneben der Kirchhof; gegenüber, jenseits der Kirche, vom Berge aus gesehen, das geräumige, graue Pfarrhaus, durch seinen wohlgepflegten Garten mit dem Schulhause nachbarlich verbunden. Sodann wieder Häuser, wie oben durch eine breite Straße geschieden, mit dahinter liegenden Scheunen und Ställen, alle reichlich gefüllt mit wohlgenährten Hausthieren und Früchten des Feldes; am Ende der Südseite des Dorfes, schon im Bereich des sich anschließenden Sees und mit seinen Wassern arbeitend, eine ewig klappernde Mühle, in dichtes Buschwerk versteckt, und endlich noch weiter südlicher ein großer, umfangreicher Zimmerplatz mit allerliebstem Wohnhause und Garten, aus dessen emsiger Mitte die wohlbekannten kritzelnden Töne des von der Säge zerrissenen Holzes herübertönen. Jenseits des halbmondförmig gebogenen Sees aber, dessen blaues, stilles Gewässer im Abendwinde anmuthig sich beugende Schilfgürtel umfassen, von dem so eben ein kleiner Nachen sich schaukelnd entfernt, den Fischer an seine allabendliche Arbeit zu tragen, erhebt sich das Land wieder zu bedeutenderen, aus-

geschweiften Hügeln, den sogenannten Rabenbergen, deren breiter Kamm mit majestätischen Tannen besetzt ist. So also kennen wir das Dorf Bilsingen, und nachdem wir uns einige Augenblicke an dem lieblichen, friedlichen Anblicke gelabt haben, steigen wir den Hügel hinab, begegnen einigen langsam zurückkehrenden, glockenklingenden Schafheerden, zum Zeichen, daß wir gern gesehen sind, und treten eiligeren Trittes in das reinlich gehaltene Dorf ein, um uns noch bei hellem Tageslichte die Kirche und das Pfarrhaus, das wir erstreben, in der Nähe zu betrachten. Die Kirche selbst mit dem spitzen Thurm zeichnet sich durch architectonische Schönheiten vor anderen nicht vortheilhaft aus, sie ist aber eine Dorfkirche, wie es ihrer so viele gibt. Nur über dem mit rohem Schnitzwerke aus vermoderndem Sandstein geschmückten Eingange, unter der alten Uhr mit Einem Zeiger, bemerken wir das gräfliche Wappen der Familie Bilsingen, das als Siegel ihrer früheren Macht und Oberherlichkeit auf allen bedeutenderen Gebäuden des Ortes angebracht ist, so auch auf dem Pfarr- und Schulhause, der Müllerei nnd der Schulzenwohnung. Hinter einem grün angestrichenen hölzernen Gitter aber liegt das wohnliche Pfarrhaus, das uns näher angeht, ein altes Gebäude zwar, aber wohlerhalten, mit hellen, geräumigen Zimmern, gutem Holzwerk, und vom jetzigen Bewohner freundlich getüncht. So auch sind die Zimmer einfach, aber anständig, bequem mit dem heutzutage noth-

wendig gewordenen Angenehm-Nützlichen versehen, und überall, auf Fluren, Treppen und Böden bewundert man das reinliche Walten einer verständigen und sorgsamen Hausfrau. Es ist so still in diesen luftig-schattigen Räumen, so traulich, so wohnlich oben und unten, innen und außen unter den hundertjährigen Linden, daß man vor innerer Behaglichkeit froh aufathmet, wenn man seiner friedlichen Schwelle sich nähert. Jede Hand, die in diesem Hause vorhanden, ist thätig an ihrem Flecke, die Mägde in der Küche und im Garten, die freundliche Pfarrerin am Nähtisch, um sie herum die spielenden Kinder, ein, zwei, drei und vier Jahr alte, gesunde, ruhig gewöhnte Mädchen. Und der Pfarrherr selber sitzt in seinem grauen Hausrocke behaglich an seinem Schreibtische, der, mit Schriften und Büchern beladen, mitten in der Stube gegen die beiden Fenster gewendet steht; um ihn herum hohe, offene Büchergestelle mit hunderten nützlicher, angenehmer Bücher, ein kleines, mit schwarzen gesponnenen Pferdehaaren überzogenes Sopha, ein runder Tisch davor, worauf eine Weltkugel auf ihrem Gestelle ruht — und das Alles ist so heimisch, so anziehend, so gemüthlich, daß wir unsere Augen nicht genug daran laben können. Jetzt steht der noch junge Geistliche von seinem Arbeitstische auf und schreitet nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und nieder. Wie ruhig ist seine Miene, wie mild sein Auge, wie leicht jede Linie in seinem männ-

lich schönen Gesichte zu entziffern. Waldemar Ramkau, betrachte dieses Gesicht, diesen jungen Mann. Er ist, wie Du, ein Gelehrter, ein fleißiger, strebsamer Mensch, aber all sein Streben ist nicht, wie das Deinige, nach Glück, Ehre und äußerem Glanze gerichtet, nein! Sein Blut jagt nicht stürmisch, wie das Deinige, nach Auszeichnung, Macht und Geltung, es fließt ruhig wie die schweigsame und doch an's Ziel gelangende Welle, nur nach Zufriedenheit, innerer Lebenswärme und Beglückung Anderer harmlos trachtend. Auch er war ein fleißiger Schüler, dieser junge Pfarrer, aber in seines vortrefflichen Vaters Familie, auch eine Pfarrersfamilie, aufgewachsen, von einer sanften Mutter auf das rauhere Leben vorbereitet; auch er vollendete seine Studien mit Auszeichnung, aber ohne Gepränge seiner bescheidenen Lehrer. Als vierundzwanzigjähriger Jüngling bezog er als Erzieher der jungen Grafen Bilsingen deren vornehmes Haus, reis'te mit ihnen in Frankreich, Italien und England umher, erhielt mit dem achtundzwanzigsten Jahre die hiesige Pfarre, und heirathete ein freundliches, seinem Gemüthe entsprechendes Mädchen, die einzige Tochter eines benachbarten Geistlichen, der jetzt nicht mehr am Leben war. Wie froh und heiter, sich selbst und Andere verstehend, lebten diese beiden Menschen! Wie beneidenswerth war ihr Loos, wie selten ihre Eintracht, wie reich an Erfolgen ihr gegenseitiges Schaffen und Wirken! Betrachten wir

noch nach zwei verschiedenen Richtungen das Wesen dieses ausgezeichneten und doch so wenig gekannten und nach Auszeichnung strebenden Mannes, seine Handlungen werden uns im Laufe der Erzählung durch sich selber noch klarer vor Augen treten.

An gründlicher, sogenannter klassischer und philologischer Bildung übertraf Heinrich Wollzagen viele seiner Amtsbrüder bei Weitem. Nach Beendigung seiner täglichen Berufsgeschäfte fand er keine größere Erquickung, Herzstärkung und Erhebung, als im Kreise seiner Familie der Erziehung seiner Kinder zu leben und nebenbei im einsamen Studirzimmer die Werke der größten Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber aller Zeiten und Länder sich zu eigen zu machen. Dieser aus seinen jüngeren Jahren in sein jetziges Leben hinüber verpflanzten Gewohnheit verdankte er es, daß er im täglichen Umgange mit geistig weniger Begabten in seinem Inneren nicht versandete und verödete. Er wuchs noch alle Tage an Erkenntniß, Erfahrung und Weisheit, er stärkte sein Herz, bereicherte seinen Geist alltäglich an jenem ursprünglichen Quell des Schönen und Erhabenen, der die sonst so traurige und trockene Welt mit ewig junger, schöpferischer Kraft in einen saftig treibenden Frucht- und Blumengarten verwandelt. Dies ist eine dieser Richtungen.

Die andere betraf mehr seinen Beruf als Geistlicher,

Seelsorger und Kanzelredner. Seine Religion — von dieser wollen und müssen wir hier sprechen — war nicht die kalte, herzlose und heuchlerische Maske, wie sie leider heutzutage so oft und so widerwärtig unser Auge und unser Herz verletzt. Seine Religion war nicht die trockene, oder die Geistes- und Seelenarmuth verhüllende, gleißnerische Gottseligkeit vor den Augen zuschauender Menschen; er schöpfte sie nicht aus abgefaulten wurmstichigen Ueberlieferungen, aus mit Buchstaben geschriebenen, gewissermaßen gesetzlich gewordenen Vorschriften eines geistlosen Herkommens; er schöpfte sie aus einem tieferen, reineren Quell, aus dem Innersten seines Gott vertrauenden Herzens, seiner klaren, milden Seele, aus seiner Gottesfurcht und Menschenliebe. Er lehrte nicht, was die Menschen in ihrer Eitelkeit erniedrigt, sondern was sie in ihrer Schwäche erhebt. Er sprach aus seinem Herzen zu ihren Herzen. Er knüpfte es an ihr tägliches Wirken an, und führte sie auf einem leicht gangbaren und offenen Wege gerade dem hohen Wesen entgegen, welches, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, aus allem Erschaffenen die verständlichste, lauteste und zärtlichste Sprache redet. Als Kanzelredner trat er nicht mit Heulen und Zähneklappen, wie ein vor der Allmacht des Gewaltigen sich krümmender Wurm, wie ein nach Beifall haschender Schauspieler mit schlagenden Geberden und brüllender Stimme vor seinen Zuhörern auf, beschwor

nicht den Teufel und das Fegefeuer herbei, das nur in der leidenschaftlichen Brust des Menschen brennt, schon auf Erden die Sünden geißelnd, nein! er enthüllte dem Suchenden und Forschenden das reine Gold seiner innern Menschenwürde, er veredelte den thierisch drängenden Stoff der Sterblichen, regelte ihren unbestimmten Drang nach dem erreichbaren Guten und Schönen, verbesserte ihren Wandel, reinigte ihren ungesunden Geist von allem Krankhaften und Eingebildeten, und, was Wunder! daß er mit wenigen, rein menschlichen Mitteln das Höchste, Beste erreichte, die Vergeistigung ihrer irdischen Sinne und Triebe. So war Heinrich Wollzagen ein wahrhaft gottgesandter Friedensbote unter den Irrenden, ein redlicher Mitarbeiter an jener Arbeit, die uns auf Erden schon zum himmlischen Leben vorbereiten soll.

Heinrich Wollzagen hätte wohl mit dieser hohen Begabung, diesem reinen Streben, Wissen und Können für eine bessere Stellung im Leben gepaßt, aber er hatte keinen höhern Ehrgeiz als in seinem jetzigen segensreichen Wirkungskreise fort zu säen und zu ernten. Er war vollkommen glücklich und zufrieden; seine Mittel, nicht beschränkt, nicht reichlich, genügten seinen Bedürfnissen, er entbehrte nichts. Geprüfte Freunde, redliche Männer, die wir auch noch kennen lernen werden, lebten und wirkten an seiner Seite; was wollte er mehr?

Man sieht schon aus der Schilderung dieses einen

Mannes, dessen Charakter und Wesen wir, wir bekennen es gern, mit Vorliebe entziffert haben, daß Eduard in keine besseren Hände hätte gerathen können. Alle menschliche Vorsicht und Prüfung von Seiten seines gewissenlosen Vormundes hätte keine vollkommenere Erziehungsanstalt finden und thun können, was hier der Zufall oder die allwaltende Vorsehung auf so verwickeltem Wege gethan hatte. Alles was Wollzagen an ihm und Anderen that, that er mit Liebe, Wohlwollen, Hingebung, ja, wenn es nöthig war, mit Aufopferung seiner eigenen persönlichen Wünsche. Das Zufallsrad ist oft die wahrere Glücksgöttin des Menschen, als der berechnendste, probenverlangende und befolgende Verstand des erhabensten Weisen! —

Und der Knabe? O! der war längst, seitdem wir ihn nicht gesehen, mit der Familie des Pfarrers auf das Innigste verwachsen. Kaum sahen ihn Andere und er sich selber als ein Fremdes, Hinzugekommenes an. Schnell hatte er alle Sitten und Gewohnheiten des Hauses erfaßt und sich in das Unbekannteste gefunden. War doch auch Alles um ihn her so freundlich, entgegenkommend, ermunternd! Noch niemals hatte er sich, wenigstens so weit seine junge Erinnerung reichte, so warm gebettet, so mütterlich verpflegt befunden, Freude, herzliche Theilnahme war für ihn auf allen Gesichtern, in allen Herzen. Er hatte noch keinen trüben Augenblick in dem reinen Sonnenschein des

neuen Lebenstages gehabt. Zwar war ihm Susannens Abschied, nachdem sie ihre paar Habseligkeiten verkauft, um in eine andere Provinz zu ihren Verwandten zu gehen, schwer auf's Herz gefallen, allein sie hatte ja versprochen wieder zu kommen und in des Pfarrers Hause, auf seiner Gattin Wunsch, als Aufseherin in Küche, Keller und Stall zu wirken und mit Ausgang des Jahres wurde sie wieder in Bilsingen erwartet. Und damit hatte er sich bald getröstet.

Lange, reiflich und wiederholt hatte der Pfarrer selbst über das vergangene und zukünftige Schicksal des Knaben nachgedacht, und gerade heute haben wir ihn in dieser Beschäftigung unterbrochen. Wie lange er aber auch geschwankt, gezweifelt und gefürchtet hatte — jetzt stand sein Entschluß fest: den Knaben bei sich zu behalten, bis seine Eltern oder sein Vormund durch Zufall oder einen Act der göttlichen Fürsorge entdeckt wären. Und auf diesen Act vertraute der Seelsorger mit einer gläubigen Zuversicht, denn er glaubte an jene Fürsorge unumstößlich. Er wußte, fühlte und lehrte, daß sie walte und helfe, wo kein Mensch mehr helfen könne und daß die Vorsehung, wie die in der Stille und dem Dunkel der Nacht am geschäftigsten arbeitende Natur, in unerreichbarer Vollendung und ungeahnter Fülle die unzugangbarsten Räthsel entschleiert. Und darum fühlte er sich berufen, den Knaben mit allen seinen Kräften zu bilden und zu hegen und ihn

zu einem Manne zu erziehen, den jede Familie, und sei sie auch noch so vornehn und begabt, mit Freude und Stolz in ihren Schooß einst wieder aufnehmen könnte.

Wohl hatte er bei seinen bisweiligen Besuchen der benachbarten Sommerresidenz unter der Hand nach einem etwa verloren gegangenen Knaben geforscht, aber in dieser fünf Meilen von der Hauptstadt entfernten Stadt, wußte ja kein Mensch von den uns beschäftigenden Scenen, was indessen der Pfarrer nicht ahnen konnte, denn aus Susannens Erzählung schien hervorzugehen, daß Buschmann den Knaben in unmittelbarster Nähe empfangen habe. Nach der Hauptstadt selbst kam der häusliche Pfarrer alle drei, vier Jahre ein Mal, und hätte er auch selbst diese für die eigentliche Heimath des Knaben gehalten, welcher ungeheure Zufall wäre nöthig gewesen, ihn in dieser von Menschen so gedrängt vollen Stadt auf die richtige Spur zu leiten. Den Gerichten von einem aufgefundenen elternlosen Knaben Anzeige zu machen, war freilich einer seiner ersten Gedanken gewesen, denn er war, wie er ein Mann der christlichen Liebe war, so auch ein Mann irdischer Gerechtigkeit. Aber! ein Mal war ja der Knabe selbst von dem eigenen Vormunde einem fremden Taugenichts anvertraut worden, und daß gerade Buschmann gewählt war, mußte oder konnte die triftigsten Gründe haben. Sodann, warum wollte er gewaltsam in das Schicksal des Knaben eingreifen, ihn, der jetzt geborgen und für die nächste Zukunft

gut aufgehoben war, in vielleicht düstere, traurige Verhältnisse zurückstoßen, denen er eben erst glücklich entronnen war? Mag er erst älter werden, dachte er, je männlicher um so besser, und dann seine Verwandten oder seinen Vormund selber aufsuchen; erst aber will ich ihm eine feste Grundlage geben für dieses wankende Leben; wenn er auf eigenen Füßen steht, mag er, so er kühn und männlich ist, hervortreten und sagen:

„Hier bin ich! Seht, Ihr habt mich verstoßen, da ich schwach und unmündig war, jetzt bin ich ein Mann geworden, der seine eigenen Rechte vertritt und Euch hoffentlich zur Ehre gereicht, die Ihr ihn der Schande überliefert habt. Wo ist mein Eigenthum? Wer sind meine Eltern, daß ich sie segne und ihnen danke für das Vergangene, da mir das Zukünftige mit ihnen versagt ist!"

So dachte der Pfarrer. Und unbewußt mischte sich gewiß in diese Gedanken die Furcht, die er alle Tage mehr zu hegen begann, der Knabe könnte ihm, wie er ihm plötzlich zugefallen sei, auch plötzlich wieder entrissen werden, und das wurde täglich, je mehr das Kind wuchs, ein für ihn beinahe unerträglicher Gedanke. Denn schon liebte er ihn mit beinahe väterlicher Liebe; er sah ihn gedeihen, sich entwickeln, sich bilden, und das war ja, wenigstens zum Theil, sein Werk, und das sollte unterbrochen, gestört werden, ehe es vollendet? Nein, das konnte, durfte nicht sein.

Und der Knabe, zeigte er sich so vieler Liebe würdig? war etwas in ihm, was mit dieser Hingebung und Pflege in Einklang trat? O! die gute Mutter Natur hatte einen Saamen in diese schöne Hülle gelegt, der durch seine frühen kräftigen Keime zu der Hoffnung berechtigte, sie würden einst nicht nur zu duftigen Blüthen, sondern auch zu saftigen Früchten emporwachsen. Empfänglicheren Sinn hatte sein Lehrer, der Kantor, zu dem wir uns sogleich wenden werden, in seinem der Kindererziehung gewidmeten Leben noch nie wahrgenommen. Alle Fassungsorgane des Knaben waren weit geöffnet und die noch höhere und seltnere Begabung vorhanden, das einmal Gehörte, Erlernte im treuen Gedächtniß zu bewahren, zu verarbeiten und gehörigen Ortes anzuwenden. Eine Richtung aber war es vorzüglich, die den Pfarrer sowohl wie den Lehrer, mit, wir möchten beinahe sagen verwunderndem Staunen erfüllte, und wozu wir den Schlüssel haben, wenn wir wissen, daß Eduards Vater ein wissenschaftlich gebildeter Arzt nicht allein, sondern ein im Stillen beobachtender, mit ganzem Herzen der Gotteswelt ergebener Naturforscher war, für den Alles, was Luft, Land und Meer erzeugt, nicht bloß ein Wunder, vielmehr ein Gegenstand der Forschung, des Erkennens, des Wissens gewesen war. Diese Neigung, dieses Verständniß hatte der Sohn vom Vater geerbt. Schon für den Knaben hatte die Flur, der Wald, der rieselnde Bach, die duftende

Blume, eine höhere Bedeutung; in ihnen lag für das nur sympathetisch ahnende, seinem Instinkte nur leise folgende Gemüth eine Sprache, ein Wohlklang, ein Reiz, den er mit allen Sinnen verfolgte, und sich zu entziffern strebte. Daher sein Lieblingsaufenthalt in der freien Natur! das Lebendige darin auch in dem scheinbar Todten zu finden, war sein Streben, seine Begabung; daher gab es für ihn kein Gestorbenes, Abgefallenes, Verwes'tes; Keime, Triebe einer höhern Weltansicht sproßten ihm aus Allem hervor, an dem der minder befähigte Mensch stumm und ahnungslos vorüber zu wandeln pflegt.

Doch es kann unsere Absicht hier nicht sein, den Bildungsgang Eduards schrittweise in allen Einzelheiten zu verfolgen, nur die hauptsächlichsten Umstände und Verhältnisse, die für seine Zukunft von höherer Bedeutung sein sollten, können wir hier dem Theilnehmenden vorführen.

An dem von uns, Eingangs dieses Kapitels erwähnten Sommerabend also fanden wir den jungen Pfarrherrn in seinem Arbeitszimmer. Er hatte nachgedacht und war jetzt zu einem Resultat dieses Nachdenkens gekommen. Er legte jenes beschmutzte, zerknitterte Blatt Papier, welches er der erstarrenden Hand Buschmanns entrungen, nachdem er es sorglich geprüft und sich die Schriftzüge für alle Fälle eingeprägt hatte, in ein verschlossenes Fach seines Schreibtisches. Als er hiermit geendet,

sah er die Thür aufgehen und Eduard, mit seinen Schulbüchern unter dem Arm, gefolgt von seinem steten Begleiter, dem schwarzen Hector, freundlich nickend hereintreten.

„Guten Abend, Väterchen," sagte der Knabe.

„Guten Abend, mein Kind! Nun, sind die Arbeitsstunden vorüber? Was hast Du heute gelernt?"

„Die Elemente jedes spätern Wissens, sagt der Herr Kantor," entgegnete Eduard, „Schreiben, Lesen und Rechnen. Ach, ich wollte, ich wüßte schon Alles!"

„Mit Geduld und Fleiß kommt es von selbst. Ist der Kantor zu Hause, oder ist er in's Feld gegangen?"

„Er ist im Garten und begießt die Blumen!" — Damit sprang er, den Hund rufend, zur Thür hinaus und verlor sich hüpfend in's Freie. Der Pfarrer aber steckte behaglich seine Pfeife an, um sich zu seinem Nachbar, dem Kantor, zu begeben.

Zweites Kapitel.

Der Kantor.

Durch die Gärten mit einander verbunden, die nur eine kleine lebendige Hecke mit stets offenem Eingang trennte, waren Pfarr- und Schulhaus gemüthliche Nachbarn, wie ihre Bewohner. Letzteres war ebenfalls ein altergraues, mit dichtem Epheu umranktes Gebäude, dessen Thür unmittelbar in den Garten führte. Sein Bewohner, dem wir dieses Kapitel widmen, war der älteste und trauteste Freund des Pfarrherrn selber. Sie waren aus Einem Orte und schon als Knaben Gefährten gewesen, nur war Herrmann Michel der mehrere Jahre Aeltere von Beiden. Sein Vater, ebenfalls ein Schulmeister, hatte nicht die Mittel gehabt, dem Sohne die gewünschte Laufbahn eines ganz Studirten zu gestatten. Als daher Heinrich Wollzagen die höhere Schule besuchte, wanderte der junge

Michel in das vortreffliche Seminar der Residenz, um sich so wenigstens die nächstfolgende Stufe der Gelehrsamkeit zu erringen. Was ihm die Göttin des Glücks versagt hatte, ersetzte er durch eine strebsame Natur und durch einen nie ablassenden Fleiß. Mit den besten Zeugnissen versehen, erhielt er eine ärmliche Stelle in einem der elendesten Dörfer der Umgegend. Hier heirathete er die Tochter seines Vorgängers und erhielt von ihr einen einzigen Sohn, Karl, bei dessen Geburt die Mutter starb. Mit allen Beschwerlichkeiten und aller Armuth seines so wichtigen und doch so kärglich belohnten Berufes hatte der rastlos thätige Mann zu kämpfen. Aber sein fröhliches Gemüth, sein leichtes Temperament rang sich durch und seine natürliche Begabung erhielt ihn auf höherer Stufe, als worauf sein untergeordneter Wirkungskreis ihn gestellt hatte. Als nun vor vier Jahren Heinrich Wollzagen in Bilsingen die Pfarrei übernahm und zugleich eine Vacanz der dortigen einträglichern Schulmeisterstelle eintrat, erhielt diese der Jugendfreund durch seine Verwendung. Von nun an lebten und wirkten beide in Einer Richtung, aber mit doppelten Kräften. Beide thätig, beide strebsam, beide zufrieden und glücklich. Gab es je ein schöneres Verhältniß?

Wenn man den Charakter, den moralischen Werth eines Menschen erkennen und bestimmen will, so befrage man seine Lieblingsneigungen und seine von den Berufs-

geschäften abgesonderten Nebenbeschäftigungen. Unter hundert Fällen kommt man neunundneunzig Mal auf die richtige Spur. Auch der Kantor Michel bot einer solchen Betrachtung eine freundliche Seite dar. Nach der Erziehung seines Sohnes, der mit Eduard in fast gleichem Alter war und den er wie diesen mit seinen besten Kräften unterrichtete, nach seinen Schulpflichten gegen eine nicht ganz vernachlässigte und ziemlich lernbegierige Dorfjugend, nach seinen Kirchengeschäften, denn er war Kantor und Lehrer zugleich und mußte die kleine Orgel in der Kirche spielen, standen oben an vor allem Uebrigen zwei Lieblingsbeschäftigungen, die man unter den Lehrern des flachen Landes häufig findet, die aber bei unserm Freunde eine Ausdehnung und eine Höhe erreichten, wie sie wohl äußerst selten bei einem Manne seines Standes vorkommen dürfte. Wir nennen die Pflege der Pflanzen und die Ausübung der Musik. Botanik und Musik, das war das eigentliche Steckenpferd des Kantors Michel und in beiden war er mehr als Dilettant, er streifte an den Gelehrten und den Künstler. Vor Allen war es in ersterer Richtung die Blumen- und Obstzucht, die unter den kunstfertigen Händen des stillen Mannes gedieh. In der ganzen Umgegend war kein Garten, weder eines reichen noch vornehmen Mannes, der schönere Früchte und prachtvollere Blumen aufzuweisen gehabt hätte, als der des Pfarr- und Schulhauses zu Bilsingen, denn der Pfarrer hatte

wohlweislich, den Eifer des Jugendfreundes verehrend, seinen eigenen Garten der Sorge des Nachbars überlassen, und beide hatten Vortheil davon; der Eine ein größeres Feld seines Fleißes und der Andere duftendere Blumen und saftigere Früchte, als selbst der gräfliche Gärtner im nahegelegenen Schlosse. Besonders aber waren die wohlriechenden Blumen die Lieblinge des kenntnißreichen Kantors.

„Denn,“ sagte er oft und wiederholt zu seinem Sohne, „die prangende Farbe der Blume ist nur ihr äußeres, sogar nur künstliches Kleid, welches das Auge besticht und uns etwas glauben lassen will, was nicht vorhanden ist. Der wonnige, süße, balsamische Duft aber, das ist der innewohnende Geist, die göttliche Seele der Blume, dieses schönsten Kindes des Mutterschooßes der Erde. Freilich, wie es geistesarme, seelenmatte Menschen giebt, die sich in Sammet und Seide kleiden und mit Gold und Edelsteinen schmücken, um nur etwas zu scheinen, so giebt es auch Blumen, die weiter nichts als den prachtvollen Mantel des Scheines um sich breiten, in meinen Augen freilich noch mehr werth, als der Mensch, der, von seiner Bekleidung befreit, eine traurige Blöße zeigt.“

So war denn der Garten zwischen beiden Häusern ein wahres kleines Paradies. Stets gesäubert, und begossen, und wo nothwendig, beschattet oder sonnig beschienen, war Alles auf das Zweckmäßigste eingerichtet

und wie holdwangige Kinder nickten sich die Blumen über die zierlichen Beete und Wege zu, wenn, wie heute, ein milder Abendwind ihre Stengel bewegte und einen gewürzigen, wohlthuenden Duft weit über das Gebiet der Pfarrei hinaus verbreitete.

Doch wir müssen auch einige Worte über die Musik des Dorfschulmeisters sagen. Diese war in dem Seminar, worin er erzogen, von einem bekannten Meister gründlich gelehrt worden. Derselbe hatte bald die Fähigkeit des jungen Michel erkannt und mit eifrigem Bemühen ihn besonders gefördert. So war er im Generalbaß vollkommen bewandert, ja, die noch höhere Musik, den Contrapunkt, die Fugenlehre hatte er sogar studirt und einige vortreffliche Lieder in Musik gesetzt. In technischer Hinsicht aber war er sogar seinem Meister über den Kopf gewachsen, denn er war ein eben so gewandter Violin- wie geistvoller Klavier- und Orgelspieler. Und hierin hatte ihn das Glück, oder vielmehr sein Fleiß unüberschwenglich, seiner eigenen Meinung nach, bereichert. Ein reicher, wohlwollender Privatmann in der kleinen Residenz, schon manches Talent unterstützend, hatte dem Seminar einen kostbaren Flügel geschenkt, mit der Bestimmung, daß der fleißigste Schüler bei seinem Eintritt in's Leben denselben zum Lohn erhalten solle. Michel war der Fleißigste, also auch der Glückliche gewesen, der ihn sich selbst errungen. So stand er denn nun auch mitten in dem

Zimmer des armen Mannes, doppelt so viel werth, als alles Uebrige im ganzen Hause zusammen, gehegt und gepflegt wie selten ein ähnliches musikalisches Instrument, denn, um es offen zu sagen, der Kantor hatte beinahe eine abgöttische Verehrung für seinen Flügel. Er säuberte ihn selbst, er verschloß ihn stets und trug den Schlüssel in der Westentasche bei sich, ja er sprach mit ihm, sagte ihm Lebewohl, wenn er ging und begrüßte ihn, wenn er wiederkehrte. Und wir müssen dem guten Manne, der so wenig sonst im Leben besaß, diesen etwas hohen Grad künstlerischer Verehrung schon verzeihen, denn er hatte seine eigenen Gedanken über die wunderbar lieblichen Töne wie über den Duft der Blumen.

„Die Töne," sagte er, „die ich aus den Saiten locke, sind die Gefühle, die ich wohl tief im Herzen empfinde, aber nicht aussprechen kann. Wollt Ihr hören was Engel sprechen, so hört eine Symphonie von Haydn, Beethoven oder Mozart. Der Mensch kann zwar viel seinem Nebenmenschen, ja seinem Gotte sagen, aber Alles kann er doch nicht seinem Innern entringen. Was ich im Gebete nicht aussprechen kann, und ich bete ja täglich zu Gott, daß er Euch segne — das singen ihm meine Töne, und ich will es beschwören, er hört es so gut und erfüllt es, als wenn es meine Lippen voller Begeisterung hinaufstammelten."

Und oft am stillen Abend, wenn Alles schlief und

nur der Pfarrer noch bei seinen Büchern saß, hörte er die Accorde durch die milde Nacht tönen. Wenn dann sein schönes elastisches Spiel am Ende in einen weichen Choral fiel, dann wußte er, daß kein Mensch auf Erden so inbrünstig sein Abendgebet zu Gott emporsprach, wie der arme Kantor von Bilsingen.

Nachdem der Pfarrer also seine Pfeife in Brand gesteckt, ging er, als Spur seines Weges eine lange duftende Rauchwolke hinter sich lassend, dem Garten zu, wo er gewiß war, seinen Freund zu treffen. Und so war es auch. Er begoß seine Rosen aus einer großen blechernen Gießkanne und trug sich selbst das Wasser aus dem ziemlich entfernt stehenden Brunnen her. Eben hatte er sich gebückt, um nach einem zerknickten Stengel zu sehen, ob noch Hoffnung wäre ihn zu retten oder ob das Messer hier sein erbarmungsloses Werk verrichten müsse. Da sah er den Pfarrer kommen und richtete sich auf. Es war eine bei allem früheren Mangel ziemlich wohlgenährte Gestalt, die des Kantors. Er hatte ein leichtes Sommerröckchen an und das sonst unerläßliche weiße Halstuch wegen der Hitze abgenommen. Sein Gesicht bot etwas ungemein Gutmüthiges, Einfaches, doch Sinniges und Nachdenkendes dem Beschauer dar, wie wir es so häufig bei Menschen finden, die sich beständig mit Blumen oder Musik beschäftigen. Seine grauen, redlichen Augen blickten unter der festen Stirn, über die jetzt der Schweiß der

Arbeit floß, freundlich und treuherzig dem Kommenden entgegen, und er erwiderte den gebotenen Abendgruß mit einem treuherzigen:

„Guten Abend, Heinrich, bist Du schon fertig?“

„Ich bin's,“ erwiderte der Pfarrer, „hast Du noch viele Blumen zu begießen?“

„Nur noch eine Kanne voll, dann bin ich fertig. Gehen wir auf das Feld oder setzen wir uns in den Kahn auf dem See?“

„Ich denke, wir gehen; Du bist warm und auf dem See ist es Abends immer frisch,“ versetzte vorsorglich der Pfarrer.

„Nun, gut — einen Augenblick.“ Und er lief nach dem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als er zurückkam, erschienen mit ihm die Knaben, Eduard und Karl, letzterer seinem Vater sehr ähnlich, eben so bescheiden, so still, so anspruchslos, mit eben so schwarzen Haaren und grauen Augen, und mit Eduard von gleicher Größe.

„Hole mir meinen schwarzen alten Rock, Karl, und die Mütze,“ sagte er zu dem Sohne. Der Knabe sprang davon. —

„Darf ich Ihnen nichts holen, Herr Kantor?“ fragte Eduard.

„O doch, doch, mein Sohn. Hole mir eine Pfeife — wart' doch — in der Ecke links steht eine frisch ge-

stopfte und laß Dir von der Lise eine Kohle darauf legen. Jetzt bin ich fertig," wandte er sich zum zuschauenden Geistlichen, der seine Freude an dem Freunde und den beiden willfährigen Knaben hatte, und zog den gebrachten Rock an, nahm das Pfeifchen, sah nach, ob die Kohle glühend war, versuchte sie mit ein paar kräftigen Zügen und schickte sich an, dem vorangehenden Pfarrer zu folgen. Karl stieß Eduard an und machte eine ermuthigende Geberde.

„Dürfen wir auch mitgehen?" fragte letzterer.

„Heute nicht, mein Sohn, wir haben zu reden. Geh aber zur Mutter, ich glaube, sie ruft Euch zum Abendessen." —

Und so war es auch. Die Knaben gingen in das Zimmer, Karl bescheiden zuletzt; die Männer dagegen wandten sich durch das Dorf, an der Mühle vorbei, auf das freie Feld, den Zimmerplatz mit dem wohnlichen Hause zur Linken lassend.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander her, denn es kamen dann und wann Bewohner des Dorfes an ihnen vorüber, die ehrerbietig die Mütze zogen und stets mit dem Doppelwort einherschritten:

„Guten Abend, Herr Prediger, guten Abend, Herr Kantor!"

Als sie am Zimmerplatz vorbei waren und das lange

fruchtbare Feld vor sich hatten, von dem der kräftige Duft des blühenden Roggens ihnen entgegenfloß, begann der ältere Mann:

„Nun, Heinrich, jetzt sind wir ungestört, was hast Du beschlossen?“

„Ja, ich bin fertig; ich bin mit mir selbst einig geworden und sehe jetzt Alles klar vor mir. Deine Meinung jedoch will ich hören. Ich denke, Freund, wir behalten den Knaben bei uns, für uns ganz allein, wir vertrauen ihn keiner fremden Hand an. Freilich, Bilsingen ist keine große Welt nnd unser bescheidenes Haus kein Gymnasium mit aller Gelehrsamkeit darinnen, allein — es schaudert mich wahrhaft davor, das arme Kind, das sich nun an uns gewöhnt, schon wieder in fremde Verhältnisse zu bringen. Die Belehrung wird zu verschiedenartig. Ich denke, wir versuchen es, Herrmann, wir sind ja in den besten Jahren und haben das Unsrige gelernt. Geben wir ab, was wir können, Du übernimmst die Elemente, die Geographie und Geschichte, allenfalls auch später die Mathematik, und ich das Latein, Griechische und zuletzt die neueren Sprachen. Mit Gottes Hilfe und bei unablässiger Arbeit, denke ich, vollenden wir die Erziehung Beider, denn ich nehme an, daß Dein Karl an Allem Theil nimmt; bringen sie dann zur Prüfung in die Stadt, falls sie studiren wollen, und — und — nun, das Uebrige wird sich von

selber finden. — Aber sprich Du jetzt Deine Meinung aus, Du weißt, ich befolge nicht immer allein die meinige.“ —

Der Kantor, der während der Mittheilung seines Freundes mächtige Dampfwolken seiner Pfeife entzogen hatte, schwieg noch, in tiefes Nachdenken versunken, eine Weile, dann, als ihm der Freund fragend in das ehrliche Gesicht blickte, entgegnete er:

„Nun ja, da haben wir's. Einmal für allemal! Wir sind, wie gewöhnlich, Beide an einem Ziele angelangt. Wir behalten die Buben. Mir wäre es so zu einsam in meinem Häuschen geworden. Und was unsere Leistungen betrifft, Heinrich, so wäre es doch wunderbar, wenn wir, so gut Lehrer wie die in der Stadt, mit bestem Willen und einer Fülle von Zeit vor uns, nicht ein Paar reife Studenten aus ihnen ziehen sollten. Drauf los, alter Freund, mit frischem Muthe; hauchen wir ihnen ein, was an menschlich kleiner Weisheit in uns ist, so wird uns die Zeit bei dem heranbrechenden Lebensabend nicht zu lang. Wirklich, Du hast mir aus ganzer Seele gesprochen; ich fürchtete schon, Du zögest die Schule vor, und hatte mich auf einen ernstlichen Kampf mit Dir gefaßt gemacht.“

„Wir sind ja immer einig gewesen, am Morgen und Mittag, sollten wir es am Abend nicht mehr sein, Herrmann?“

„Wohl, wohl! So ist es. — Und wie ist es mit dem Namen?“

„Ja, das ist ein schwieriger Punkt. Ich denke aber, ich nenne ihn so, wie mich selber; mag er bei Fremden für meinen eigenen Sohn gelten; die nächsten Bekannten schließen vielleicht auf meines verstorbenen Bruders Sohn. Haben wir doch auch keine Gewißheit, ob das Papier in der Hand des Todten sich auf den Knaben wirklich bezieht.“

„O, was das betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick daran. Der Schurke wollte Dir sicher beichten, indessen der Tod, der so Viele überrascht, überraschte auch ihn.“

„Nehmen wir dies an. Aber es ist ein sonderbarer Name: Ernst Hutten Stolling.“

„Vielleicht fehlen zwischen Hutten und Stolling zwei Punkte, und dann heißt die Familie: Hutten-Stolling.“

„Möglich! Vielleicht aber auch ist es ein Vorname, nach einem lieben, verstorbenen Verwandten ihm beigelegt, wie das auch bisweilen vorkommt.“

„Auch möglich — doch vermuthen wir Alles oder Nichts. Wir finden für jetzt die Wahrheit nicht. Bei alle Dem, ein prächtiger Junge!“

„O gewiß! Lernt er gut, faßt er schnell?“

„Ich habe in meinem Leben nichts dergleichen ge-

sehen! Das ist Arbeit ohne Mühe; wenn alle Kinder so leicht begriffen, würden wir armen Schulmeister weniger zu beklagen sein. Mir kommt es vor, als wenn Alles in seinem Geiste schon fertig läge, und es blos der Anfrage von Außen bedürfte, um es zur Aeußerung zu wecken."

„Anlage! Talent! alter Freund, reine Gottesgabe um so weniger dürfen wir ihn überstürzen, da er sich! genug selbst treiben wird."

„Und vor allen Dingen müssen wir den Körper zugleich mit dem Geiste bilden, das ist eine Naturnothwendigkeit. Schwimmen, turnen, reiten und was dazu gehört, nicht wahr, Heinrich?"

„Ich habe schon daran gedacht. Ich will morgen zum Zimmermeister gehen und mit ihm darüber sprechen. Sein Ernst ist in gleichen Jahren und da thut er vielleicht für alle Drei, was er für ihn allein gethan hätte."

„Prächtig, prächtig! und ich werde meine alten Gelenke noch ein Mal bewegen lernen," rief der Kantor freudig, in froher Erinnerung an seine Jugendjahre auf dem Seminar, wo er auch hatte schwimmen und turnen müssen.

„Wir werden noch ein Mal jung, Herrmann. Nun, ist das doch der beste Lebensgebrauch, den man machen

kann; zwei Mal Jugend ist mehr werth, als eine Jugend und ein Alter zusammen genommen."

So war es beschlossen, und so blieb es. Die Männer aber gingen noch einige hundert Schritt weiter, dann kehrten sie durch das Kornfeld nach ihrem Hause zurück, der eine, um sich an seinen Flügel, der andere, um sich an seinen Arbeitstisch zu setzen.

Drittes Kapitel.

Der Zimmermann und der Sohn der Witwe.

Der nächste Tag war ein Sonntag; alle Arbeiten im Dorfe ruhten, nur der Pfarrer und der Kantor hatten ihre sonntägliche Pflicht zu erfüllen. Nachdem die Nachmittagspredigt vorüber und der gemüthliche Kaffee im Pfarrhause getrunken war, rüstete sich Eduards Pflegevater zum Besuche auf dem Zimmerhof. Die Pastorin und die Kinder schlossen sich bereitwillig an. Als der Zimmermeister Dossow die Familie des Geistlichen kommen sah, rief er schnell seine Frau, Luise, herbei und beauftragte sie, den verehrten Gästen aufzutischen, was Küche und Keller zu bieten im Stande sei. So war es Sitte in dem wohlhabenden und gastfreien Hause des Handwerkers. —

Wilhelm Dossow war gewöhnlichen Herkommens,

ein Sohn harter und beschwerlicher Arbeit, hatte sich aber wacker emporgearbeitet und genoß jetzt die Frucht seines Fleißes und seiner Thätigkeit. In das Haus, welches er gegenwärtig als sein Eigenthum bewohnte, war er vor funfzehn Jahren als rüstiger Gesell eingezogen, hatte sich das Zutrauen und Wohlwollen seines Meisters erworben, seine Arbeiten vervollkommnet und als Lohn seiner Mühen die Hand der Tochter des Hauses errungen. Anfangs Theilnehmer des schon blühenden Geschäfts, hatte er es nach dem Tode des Schwiegervaters geerbt und es nun auf eigene Rechnung in höhern Schwung gesetzt. Das Glück ist häufig des fleißigen Arbeiters Freund, oft aber leider auch nicht. Ihm war es zur Seite geblieben, ja, mit ihm war so recht eigentlich der Segen in den Zimmerhof eingezogen. Bald waren alle vorgefundenen Einrichtungen dem rastlos Strebenden zu eng und zu klein, er fing an zu bauen, erst langsam, dann schneller und zuletzt endlich war das alte verfallene Haus in ein allerliebstes modernes, ländliches Gebäude umgewandelt, dessen Inneres und Aeußeres allen Anforderungen guten Geschmackes und zweckmäßigen Gewerbes entsprach. Kein Raum war innen unbenutzt geblieben; Küche, Keller und Bodenraum so recht der Hausfrau zur Hand eingerichtet, die Wohn- und Schlafzimmer sauber und mit städtischer Bequemlichkeit geschmückt, die Arbeitszimmer aber vorzüglich in die gemüthlichste Lage versetzt. Der große Bau-

platz war erweitert und mit großen schönen Bauholzbäumen gefüllt, eine rastlose emsige Geschäftigkeit herrschte auf demselben vom Morgen bis zum Abend; es fehlte zwar nicht an wohlgesinnten Arbeitern in der Umgegend, aber der Aufträge aus der Nähe und Ferne wurden zu viele, um nicht dann und wann, namentlich an geschickteren Leuten Mangel zu fühlen. Zwischen Wohnhaus, Hof- und Gewerksräumen, die an den See stießen, lag der zierliche Garten, Gemüse, Obst und Blumen die Fülle bietend, freilich nicht ganz nach dem Sinn des wählerischen Kantors, aber doch den Bedürfnissen der Handwerkerfamilie entsprechend. So hätte der Meister mit seinen alljährlich wachsenden Mitteln sich einen schönen Grund und Boden in der nahen Sommerresidenz kaufen und da noch gemächlicher leben können, allein der wackre Handwerker hatte ein dankbares Gemüth, nicht für Personen allein, sondern auch für Orte und Erinnerungen. Dem Hause, wo er wohnte, verdankte er sein Glück, seine Kundschaft; er war zufrieden damit und seine Frau hing mit schwärmerischer Zärtlichkeit an der Stätte ihrer Eltern, ihrer Geburt, ihrer Jugendzeit.

„Mein Sohn Ernst," hatte er oft den ihn dieserhalb Fragenden geantwortet, „kann sich in der Stadt ankaufen, ich bleibe hier. Er braucht überhaupt nicht auf dem Lande zu verbauern, wie ich, die Welt darf ihm kaum groß genug sein. Ich bin ein Stümper, ein Anfänger, ein

Lehrjunge mein Leben lang gewesen, ich hatte keine Mittel, ein meisterhafter Mann zu werden, er hat sie und er soll sie haben, damit er mir Ehre mache und sich einen Namen erwerbe. Wozu hat man Kinder? Um ihnen zu geben, was man hat, damit sie besser und größer werden als ihre Väter. Nein, ich bleibe hier, der Ernst mag gehen; ein geschickter Baumeister ist in meinen Augen ein brauchbarer Mann, und das Wenigste, was ich aus dem Jungen machen will. Studiren darf er nicht — nur das Baufach — freilich, das ist was Anderes; reisen soll er auch, die Welt sehen, Erfahrung sammeln; das Geld, das Geld — das soll ihm nicht fehlen."

Also Mittel, Gelegenheit, mithin eine Zukunft hatte Ernst Dossow — wir wollen sehen, ob ihm der gute Wille und das Talent hilfreich zur Seite standen.

Eben trat der Pfarrer, an jeder Hand eines seiner ältesten Mädchen, die Frau Pastorin, freundlich und milde, das dritte Kind langsam führend, das jüngste auf dem Arme der rothwangigen Magd, mit dem schwarzseidenen Kopftuch um das blonde glattgescheitelte Haar, durch die Gartenthür in den Hof. Eduard war seinem jungen Freunde Ernst schon freudig entgegengesprungen. Das Willkommen war herzlich, froh gegeben, heiter entgegengenommen. Bald war ein Jeder an seinem Platze, die Hausfrauen um den beinahe von Kuchen und sonstigem Imbiß brechenden Tisch mit dem Strickstrumpf be-

schäftigt, die Mädchen spielend, die Knaben in dem Bauholz kletternd, die Männer redend und im Garten auf- und abschreitend.

„Lassen Sie uns, bester Nachbar," sagte nach einer halben Stunde gleichgiltigen Gespräches der Geistliche, „auf den Bauplatz gehen. Ich kenne," fuhr er fort, „im freien Handwerksleben, Sie wissen es ja, kein mir lieberes Geschäft als das Ihrige. Kräftige, gesunde, thätige Menschen fördern eine kühne, schwere, aber belohnende Arbeit! Ah, und wie das frische, saftige Holz duftet, wenn es von der schneidenden Säge zerrissen wird. Sehen Sie die Jungen, Meister, die klettern wie die Eichhörnchen umher."

„Gesund, gesund, Herr Prediger, lassen Sie die Jugend gewähren. Wir haben es ebenso gemacht. Ich weiß nicht, was mein Ernst für eine große Zuversicht auf Ihren — Ihren Eduard gesetzt hat. Den ganzen Tag plappert er von ihm, und wenn er kommt, wird mein stiller Junge, ein wahres Muttersöhnchen wenn er allein ist, wie ein munteres Füllen. Das muß wahr sein, ein Range bildet den andern."

„Lieber Dossow, Sie bringen mich auf den richtigen Weg. Ich habe mir schon oft gedacht, was Sie sagen. Ein Knabe muß im Spiele wie bei der Arbeit einen Gesellen haben, wie der Mann einen Herzensfreund, wenn er gedeihen und das Leben genießen soll. Ich gestehe,

ich bin nicht ohne Absicht heute zu Ihnen gekommen und Ihre Ansicht scheint mir mein Anliegen zu erleichtern."

„Ein Anliegen? Sie bei mir ein Anliegen, Herr Pastor? Hier ist meine Hand — geben Sie oder nehmen Sie, ich bin es zufrieden."

Der Geistliche lächelte über die Treuherzigkeit des Mannes, als er seine Hand drückte und versetzte:

„Nun, Meister, ich nehme Sie beim Wort, aber ich will Beides — geben und nehmen."

„Das ist seltener als nehmen allein, und noch seltener als geben, Herr Prediger, Sie machen mich neugierig, was giebt's?"

„Lassen Sie uns da unter dem Birnbaum sitzen, der See sieht von da so lieblich und friedlich aus; Sie haben eine schöne Wohnung, lieber Dossow."

„Gott sei gedankt!" erwiderte der Handwerker und setzte sich mit dem Pfarrer.

„Und nun hören Sie mich an," sagte der Letztere. „Sie haben einen Sohn, dem Sie das beste Gedeihen für's Leben wünschen, ich weiß es. Der Kantor ist in Ihrer Lage, wenn gleich mit geringern Mitteln. Ich selbst habe, wie ich es lange gewünscht, von Gott selbst jenen Knaben —"

„Ist er nicht, so hört' ich wenigstens," unterbrach ihn der aufmerksame Zuhörende, „der Sohn Ihres seligen Bruders?"

Der Pfarrer nickte lächelnd, ohne die Frage zu bejahen oder zu verneinen und fuhr fort: „geerbt, ja geerbt wollt' ich sagen. Das ist ein hübsches Kleeblatt, das diese drei Knaben da bilden. — Die Frage ist nun: auf welchem Wege gedeihen sie am besten, was sollen wir thun, um sie auf die würdigste Art auf ein möglicher Weise ernstes Leben vorzubereiten? Sollen wir sie fremden Händen anvertrauen, die, nicht die unsrigen, unsre Kinder mit vielleicht schädlichen Brocken füttern und ihrem Geiste eine Richtung geben, wie wir sie am wenigsten wünschen?"

Der Meister sah den Geistlichen, der seine Worte dem Verständniß des Handwerkers möglichst anpaßte, ernst und zuletzt den Kopf schüttelnd an.

„Wir schicken sie in die Schule," sagte er kurz.

„Gewiß thun wir das. Aber in welche? Die Dorfschule ist für unsre Söhne, scheint mir, nicht der passendste Ort. Die Stadtschule, eben die ist nicht bei uns und wir können nicht mit ihnen gehen. Was also thun?"

Der Meister warf fragende bedenkliche Blicke auf den Redenden und versetzte sich verlegen die Hände reibend: „Ja, das ist meine Sorge schon lange gewesen, jetzt ist es an Ihnen, Herr Pastor, einen guten Rath zu geben."

„Den habe ich und den will ich geben!" sprach dieser mit erhöhter Stimme und das ganze volle Bewußtsein einer lobenswerthen Handlung trieb das Blut aus

seinem überströmenden Herzen in sein mildes Gesicht. „Seht, Meister, ich habe mit meinem braven Freunde, dem Kantor, einen Plan verabredet, dem Sie vielleicht Ihre Zustimmung geben werden. Ich selbst und der Kantor wollen die Lehrer unserer drei Knaben sein und mit unserm besten Wissen und Willen sie so weit bringen, daß sie unmittelbar aus unseren Händen in ihren Beruf treten können, d. h. Ihr Sohn, wie ich weiß, von hier auf das polytechnische Institut, Karl, wohin er wollen wird, Eduard, wohin ihn seine Neigung oder sein Schicksal treibt."

„Bester Herr Pfarrer," rief der Zimmermeister und sprang gerührt und dankerfüllt von seinem Sitze auf, „das ist ein herrlicher Vorschlag, ich nehme ihn an, ich nehme ihn an, aber das ist ja blos das Geben. Nun sprechen Sie auch vom Nehmen und — was Sie wollen — ich bewillige Alles, gern, doppelt, dreifach."

„Das Einfache, mein lieber Meister, ist hinreichend für unsre Wünsche. Sie werden gleich sehen. Jetzt sind die Knaben noch klein und unsre Bemühungen gering, sie lernen spielend. Aber die Jahre kommen, wir wissen es ja an uns selber, und die heranwachsende Jugend verlangt größere Ueberlegung, ernstere Willenskraft. Da gebrauchen sie selber ihre körperlichen Kräfte, um dem drängenden, sprudelnden Geiste das Gleichgewicht zu bieten, und die müssen wir geschmeidig und fest zusammenhalten. Denn Körper und Geist dürfen in dem menschlichen Leibe,

der selbst Körper und Geist ist, nie von einander getrennt, gestählt und veredelt werden, gemeinsam muß die Uebung, muß der Fortschritt sein.“ —

„Und da soll ich?“

„Ja, allerdings, dazu sollen Sie uns behilflich sein. Mit kurzen Worten, wir haben zwar einen Turner unter uns, den Kantor, wir müssen aber auch die Geräthschaften dazu haben, das Holz, die Bretter —“

„Weiter nichts? weiter nichts? Morgen am Tage, Herr Pastor, morgen am Tage. Wo sollen die Dinger stehen? Bei mir oder bei Ihnen?“

„Hier und dort — wo die Kinder gerade arbeiten, müssen sie, nach gefülltem Kopfe, die Glieder bewegen, frisch, frei und fröhlich, wie es heißt, und das wollt Ihr thun?“

„Ei ja, mit tausend Freuden! Und noch mehr will ich thun. Sie wissen, ich arbeite Sonntags nicht; da zeichne ich nach Herzenslust; das ist keine Arbeit, Herr Pastor, das ist eine arbeitsame Belustigung. Nun, ich zeichne gut, ich darf es ja eingestehen. Lassen Sie die Jungen vor der Kirche und nach der Kirche bei mir sein, essen, zeichnen und turnen, daß es eine Lust ist. Wir wollen sehen, wir wollen sehen, daß das nützt. Mein Ernst muß zeichnen, schön zeichnen, besser als ich, das der leichte Anfang zu seinem schweren Ende; ich will die andern unterrichten wie den meinen, und zur Belohnung

sollen sie in meine Mappen schauen dürfen, die Abbildungen der herrlichsten Bauwerke der Welt sehen, das Maschinenwesen, welches Alles ich als Preis für meinen Nachttelegraphen von der Bauschule erhalten habe. Es soll eine Lust werden, für sie und für mich, denn so trage ich mein Scherflein zu ihrer Erziehung bei, wie ich es lange gewünscht."

Und die beiden braven Männer schüttelten sich, einverstanden, warm die Hände.

Plötzlich besann sich aber der Zimmermeister; sein Ohr hatte das rauschende Mühlenrad vernommen und sein Auge wandte sich in die Richtung, wo die Mühle trieb.

„Aber halt," sagte er, „ich habe noch eine Bedingung. Da unten in der Mühle wohnt die Witwe des Musikus; ihr Felix ist ein Knabe wie die unsrigen, darf er der vierte in unserm Bunde sein? Ich habe dem armen Weibe versprochen, für den Felix zu sorgen."

„Und das sollt Ihr halten, und wir werden das Unsrige dazu thun. Wird die Mutter unsrer Ansicht sein?"

„Auf den Knieen wird sie uns danken, woher soll sie es nehmen? Ich bürge für sie, ich bürge für sie."

„Aber ich möchte doch erst mit ihr sprechen," sagte der Pfarrer. „Ueberdies bin ich ihr einen Besuch schuldig — wollen wir gleich ein Mal nach der Mühle gehen?"

Und die beiden Männer, ein Mal im Zuge, lenkten ihre Schritte der Mühle zu.

Eine Mühle, mag sie liegen, wo sie will, hat immer ein Stück Romantik an und um sich. Schon die große Windmühle auf dem kahlen Berge, einsam auf der Wacht ihren Gefährten, den Wind, erwartend, hat, wenn sie ihre mächtigen, weitgespreizten Arme dem leisen Abendhauche oder dem Geheul der Windsbraut aussetzt, oder wenn ihre Schaufeln sausend herumstürzen und der kleine furchtlose weiße Müller, leise vor sich herpfeifend, auf dem freihangenden Treppchen ruhig die Arme unter einander geschlagen steht und fröhlich in die weite Welt schaut, etwas ungemein Anziehendes und Poetisches an sich.

Nun aber die Tag und Nacht rauschende Wassermühle, versteckt hinter duftenden Gebüschen und blühenden Obstbäumen, als wolle sie sich suchen lassen, falls ihre klappernden Räder und ihr brausender Wasserfall sie nicht selber verriethen, wie lieblich, anregend und verlockend ist nicht ihr Gerassel, wenn auch der tosende Sturz des mächtigsten Elementes das kleine Wort des Menschen verschlingt und nur ein Wink oder eine Geberde sich dem Gefährten verständlich machen kann!

Wer möchte nicht inmitten dieses harmonischen Tumultes wohnen und, fern von dem unangenehmeren Geräusche der jagenden Welt sich in stiller Beschaulichkeit einer segensreichen Arbeit unterziehen?

O! nicht umsonst besuchen unsere Dichter mit ihren schönsten Liedern diese geräuschvollen Mühlen so oft, sie

wissen wohl, wie schön kühl es da unten ist, wie luftig da oben, wie wohnlich und behaglich darinnen!

Auch uns stimmt heute wie immer diese Mühle ganz eigenthümlich um; haben wir sie doch so oft rauschen hören und zur Erinnerung eine blühende wilde Blume aus ihren Gebüschen gebrochen!

Der hier wohnende Müller war der gräflichen Familie pachtzinspflichtig. Ein thätiger Mann mit flinker Hausfrau und heranwachsenden Kindern. Auch war er ein guter Mann, unser Müller, denn er hatte zwei kleine Stübchen im obern Mühlenraume unentgeltlich einer armen Witwe zur Wohnung überlassen, die bei sehr geringem Einkommen für sich und ihren einzigen Sohn Felix zu sorgen hatte. Ihr Mann war lange Jahre im Dorfe ansässiger Musikus gewesen, der den jungen Leuten oft zum Tanze aufgespielt und ihre Hauptfreuden hierdurch vermittelt hatte. Auf einem Auge zwar blind, wußte er doch ziemlich geschickt die Geige zu handhaben und weit und breit in der Umgegend mußte Vater Wessely jede Hochzeit, Kindtaufe, und sonstige Festlichkeit verschönern helfen. Als er starb, hinterließ er seine gemüthliche Frau, seinen dreijährigen Sohn Felix und seine Geige. Die Frau wollte auswandern, aber der Müller litt es nicht, er nahm sie in seiner Wohnung auf und verkaufte das Garn was sie spann, und sie spann gut und fein, diese Frau Wessely. Ganz besonders unterstützte sie aber der

Pathe des kleinen Felix, unser braver Meister Dössow, er hatte ihr die Erziehung des Knaben versprochen und er hielt, wie wir gesehen haben, Wort.

Dieser Knabe aber, Felix Wessely, war ein ganz besonderer Knabe, eine ungewöhnliche Erscheinung in seiner Art, über den so Mancher in der Umgegend des Dorfes, der ihn nicht genau in allen seinen Richtungen beobachtete, schon frühe den Kopf schüttelte.

Von Gestalt immer etwas klein und schwächlich, blassem Gesicht und außerordentlich starkem dunkelbraunem Haarwuchs, hatte er ein ungewöhnlich reizbares Temperament, ein außerordentlich zart besaitetes Nervensystem. Der leiseste Mißton konnte ihn oft zum Weinen bewegen, ein zu greller Sonnenstrahl that ihm weh, schon eine harte Anrede machte ihn traurig — nur, wunderbar, das Rauschen des stürzenden Wassers war ihm eine angenehme Musik und um so angenehmer, je lauter es braus'te und rasselte. Auch den Donner des Himmels hörte er mit einem Wonneschauer an, darum stand er beim Gewitter, wenn er auch naß wurde, gar zu gerne im Freien, den Kopf vorgebeugt, das Ohr gespannt und folgte mit einer wahren inneren Befriedigung und einem schwer zu beschreibenden Wohlbehagen den brüllenden und langsam verschwimmenden Kadenzen des himmlischen Wolkenkampfes. So war sein Ohr ganz vorzüglich organisirt und fein, er hörte, was Niemand hörte, und der Sinn seines Gehörs

schien die Gewalt aller übrigen Sinne in sich concentrirt zu haben. Ob er nun gerne eine Musik hörte? O! die Träume und Ahnungen seines Vaters von der Musik, denn zu einer höhern Entwicklung in seiner Kunst war es bei ihm wohl nie gekommen, waren wahrscheinlich in ihm zur wirklichen Lebendigkeit bestimmt. Sehet ihn nur an, wenn er Sonntags die Kirche besucht, und er ging fast allein aus diesem Grunde so gern dahin, und den mächtigen Tönen der kleinen Orgel lauscht, da lebt es in ihm auf, da dringt das Blut aus seinem kleinen Herzen in sein blasses Gesicht, da zittern seine schwachen Glieder, aber nicht vor Schwäche, sondern vor Vergnügen, vor Wonne. — Doch wir werden ihn, wenn er größer geworden, näher kennen lernen, die glockenreine Stimme des Genius wird schon aus ihm sprechen und sein Flügelschlag ihn emporheben zu dem Quell der Harmonieen, die seinem Vater nur als Träume und Ahnungen vorgeschwebt hatten. Jene Stimme des Genius zuerst aber zu hören und zu verstehen war dem guten Kantor Michel vor Allen vorbehalten.

Als Felix heute Nachmittag den Pfarrer und seinen Pathen kommen sah, suchte sein braunes, sprechendes Auge verlegen seine Mutter, die ihm rasch die wolligen Haare aus der klaren Stirn strich und mit einem Tuch über das bleiche Gesicht und die große, adlerartig gebogene Nase fuhr.

Was beide Männer mit der Mutter verhandeln wollten, wissen wir; es genügt zu bemerken, daß ihr Vorschlag

nicht allein mit Freude, sondern auch mit Dankbarkeit angenommen wurde. Felix ging mit auf den Zimmerhof, Karl Michel kam mit dem Vater auch dahin — so waren die vier Knaben, die in späterer Gemeinschaft so Schönes vollbringen sollten, in dem gastlichen Hause des Zimmermeisters zum ersten Male beisammen.

Viertes Kapitel.

Vier Zweige des großen Lebensbaumes.

Weder für den weisen Denker noch für den wohlwollenden Menschenfreund giebt es eine zugleich ernstere und angenehmere Beschäftigung, als die Beobachtung der Entwickelung eines mit guten Eigenschaften und vielversprechenden Fähigkeiten begabten Kindes. Ist es schon für den Freund der Natur ein hoher Genuß, das Wachsthum eines Baumes, den man mit eigenen Händen gepflanzt, das Gedeihen einer seltenen Blume, die man sich mit Sorgfalt erzogen, zu betrachten, wie viel genußreicher ist es nicht, die ungleich mehr zum Nachdenken auffordernde Entfaltung der Blüthe alles Geschaffenen, des jungen Menschen zu verfolgen, der kräftig und lebhaft, wie jene, nach dem Lichte strebt, das die Welt erleuchtet, regiert und belebt! Aus wie dunkeln Trieben entwickeln sich die zahllosen Eigenschaften des wohlgebildeten Kör-

pers und der göttlichen Seele! Aus wie kleinen, nichts bedeutenden Anfängen baut sich nach und nach eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen auf, aus denen wieder, wie aus einem ewig strömenden und belebenden Quell herrliche Thaten entfließen. Und das Alles so von Anfang an keimen, treiben, wachsen und gedeihen zu sehen und selbstthätig mit einzugreifen in diese so schwierig erscheinende und doch so natürlich erfolgende Auferstehung eines ganz neuen Individuums, das so Vieles gemeinsam mit Anderen hat, und doch wieder so wunderbar verschieden von ihnen ist, wie schön, wie groß, wie eigenthümlich ernst und belohnend ist das!

Unser Freundespaar, der Pfarrer und der Kantor, hatten oft die Sorge gegen einander ausgesprochen, ob die große Aufgabe, die sie sich freiwillig gestellt, auch vollkommen gelös't werden würde; denn die Schwierigkeiten derselben wurden nicht mit einem Male sichtbar, erst nach und nach kamen sie an's Tageslicht. Aber die kühnen, edlen Männer wurden dadurch niemals entmuthigt, gerade das Schwerste lockte sie oft am meisten an, und unbeirrt verfolgten sie mit eigener Aufopferung den eingeschlagenen Weg, der sie zuletzt zu einem erwünschten Ziele führen sollte. Und wenn sie dann zurückblickten — wie leicht, wie von selbst schien Alles geworden zu sein, was es war; was sie gar nicht erwartet hatten, war am besten gediehen, was sie von Anfang gar nicht gesäet, war am Ende durch

die Hilfe der Natur aus eigener Urkraft emporgewachsen. Da half denn zuletzt noch eine einfache Leitung ohne alle Anstrengung nach, und wie der Baum, der nur Licht, Luft und Wasser nöthig hat, allein einer einfachen Stütze bedarf, um empor zu treiben und Früchte zu tragen, so hatten sie mit jener Anleitung und Unterstützung schon das Beste und Nothwendigste geleistet. So genossen Beide ihres eigenen Werkes, und wenn sie auf einsamen Spaziergängen ihre Meinungen austauschten, fanden sie Ursache genug, Gott, dem Lenker alles Guten, für die ihnen verliehene Kraft, das vorgesetzte Werk zu vollenden, aus innerstem Herzen zu danken.

So wandelten sie eines Abends, nach vollbrachtem Tagewerk, langsam um den See herum, dem jenseitigen Walde, ihrem Lieblingsaufenthalte, entgegen. Jahre waren vergangen, seitdem sie ihr Werk der Liebe begonnen hatten, und sie gaben sich Rechenschaft von dem, was schon geschehen war und was noch zu thun sei. In den ersten Jahren nach der übernommenen Aufgabe hatte hauptsächlich der Kantor zum Wohle der Knaben gearbeitet, das höhere Wissen des Pfarrers griff nur in einigen Gegenständen und später erst umfassender ein. Es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo die zwölfjährigen Knaben einer ernsteren Aufmerksamkeit bedurften. —

„Und nun," sagte der Pfarrer im Verlauf ihres Gespräches, „hast Du mir keine Andeutung zu geben, wohin

Deiner Meinung nach, Sinne und Neigungen der Knaben streben?"

„Ich sollte meinen," entgegnete Michel, „die Neigungen und Richtungen aller Vier wären gar nicht zu verkennen, und Dir wären sie so klar wie mir."

„Wir wollen sehen. Laß mich Deine Meinung zuerst hören."

„Gern. Alle Vier sind gänzlich verschieden und müssen verschieden aufgefaßt und geleitet werden."

„Sprich zuerst von Deinem Sohne, Deine Vorliebe muß eine natürliche sein."

„Das wüßte ich nicht; sie sind mir beinahe Alle gleich werth, obgleich mir an dem Einen das Eine, an dem Andern das Andere besser gefällt. Zum Beispiel mein Karl! Nun, wenn er etwas lebhafter wäre, das könnte nicht schaden. Mir ist er zu still, zu bescheiden, wenn Du willst, zu unterthänig. Versteh mich recht, ich will ihn nicht prahlend und sich überhebend. Aber eine Mittelstufe scheint mir auch hierin das Wünschenswertheste. Er lernt, er begreift, das ist kein Zweifel, aber schwerer als die Andern, namentlich mit Eduard ist er nun gar nicht zu vergleichen, und eigentlich begreift er nur das, was in seine Sphäre gehört."

„Und welche Sphäre ist das?"

„Hm! ich glaube, die Natur hat gesprochen. Er wird kaum etwas Anderes werden, als was ich bin —

das heißt, ein Schulmeister bei Leibe nicht, — aber ein stiller Beobachter der Natur, ein Blumist, ein Kunstgärtner — nun, ich bin es zufrieden."

„Es ist wahr, er lebt und webt in der Botanik."

„Auch der Zimmermeister sagt, er zeichne nur Blumen und Bäume gut, in allem Uebrigen bleibt er ein Stümper."

„Dem einfachen, aber richtig beobachtenden Manne dürfen wir schon trauen. Wohinaus also mit ihm?"

„Kurz und ehrlich gesprochen, nach der Konfirmation in drei Jahren in den botanischen Garten der Hauptstadt."

Und vor Freude, von Herzen einstimmen zu können, schlug der Pfarrer traulich und sanft dem Freunde mit der Hand auf die Schulter und rief:

„Alter Knabe, wir sind schon wieder einig. Laß uns sehen, ob wir es auch bei den Andern sind. Nun des Zimmermanns Sohn?"

„Ei, dessen Laufbahn hat sein Vater schon in den Sternen gelesen. Für den ist die Musik und das Lateinische, was für mich das Hebräische und Arabische. Beobachte seine Zeichnung, seine Vorliebe für die Baukunst, seinen Sinn für die Mechanik und Technik, sein richtiges Auge, seinen klaren Verstand — wenn wir es nicht wüßten, daß er ein Baumeister werden sollte, wir könnten es schon aus seinen Spielen errathen. Wie mein Karl, so verläßt er uns in drei Jahren, nachdem er in den beiden

letzten hier bei seinem Vater auf dem Zimmerplatz geschult ist, als Zögling für die Polytechnik. Der Alte hat ihn schon einschreiben lassen, damit ihm kein Anderer zuvorkomme."

„Ich will ihm alles Gute wünschen, und er wird es haben. Sein biederes Wesen und sein treues Auge kann nicht täuschen. Gott gebe seinen Segen! Nun aber des Musikus Sohn?"

„Des Musikus Sohn ist ein geborener Musikus. Haha, der kleine Kerl! Neulich erzählte mir Dossow, der Vater, er hätte ihm ein leichtes, einfaches Haus zum Zeichnen gegeben. Als er es eine Stunde nach allen Seiten hin- und hergewandt und es fleißig mit seinem Bleistift bekritzelt, was war es?"

„Gewiß eine Geige!"

„O ja doch! Notenköpfe, gemalt wie sie Rousseau nicht schöner malte, ein Lied, das er hundertmal mit seiner feinen Engelsstimme gesungen, zum tausendsten Mal aus den Gedanken niedergeschrieben. Und wie der Bube die Orgel handhabt! er erschreckt mich bisweilen mit seinen Sprüngen. Ich schäme mich beinahe, sein Lehrer zu sein. Den Mozart und den halben Beethoven kann er auswendig, und wenn ich ihm erlaube, seinen alten Klapperkasten von Klavier eine Stunde mit meinem Flügel zu vertauschen, so bin ich immer besorgt, er werde mit ihm verwachsen. Neulich hat er zwei Stunden gespielt und als

ich ihm sagte, er solle zum Turnen gehen, sagte er, er hätte ja eben erst angefangen. Da hättest Du seine funkelnden Augen sehen sollen und wie die gebogene Nase sich blähte und dehnte. Der Junge ist ein Genie, ein Genie!"

„So ist es. Ich weiß es schon lange. Mag er die Musen zu Richtern herausfordern, die Menschen werden ihm zu irdisch sein. Wir können an ihm nichts ändern, die Natur läßt sich nicht zwingen. Und wenn Du eine solche Künstlerseele in einem Ofen glühtest, um sie zu gewöhnlichem Brote zu backen, sie schwebte auf Flügeln des Himmels zum Schornstein hinaus."

Beide Männer sahen sich freundlich an und lächelten über das komische Bild.

„Aber was sagst Du von meinem Eduard?" fragte etwas hastig der Pfarrer.

„Lieber Heinrich, der Junge macht mir Sorge."

„Ich denke doch, er ist fleißig wie Einer,"

„Wie Zehn! Aber das ist es ja eben. Er will Alles erfassen, Alles erreichen, Alles erschwingen! Und der Mensch, der arme Mensch ist doch nur einseitig geboren. —"

Beide schwiegen in Nachdenken versunken.

„Laß es gut sein," fing der Prediger wieder an — „er wird sich schon durcharbeiten. Hast Du keine besondere Neigung bemerkt?"

„Ganz und gar keine. Wenn ich wüßte, aus welchem Blute er stammte, vielleicht könnte ich es errathen. Du weißt so gut wie ich, daß sich die Gesichtszüge des Menschen am meisten von Kind zu Kindeskind forterben. Berühmte Geschlechter, in hundert Jahren von verschiedenen Künstlern gemalt, lassen eine gewisse Aehnlichkeit nie verkennen. Die geistigen Eigenschaften erben sich schon weniger fort, die des Herzens am wenigsten."

„Und was willst Du für Eduard daraus folgern?"

„Sein Gesicht ist nicht zum ersten Male in der Welt. So wie er müssen seine Vorfahren geblickt haben. Kühn, groß, freundlich, milde, weich und wahr! Seine Mutter war gewiß ein schönes Weib —"

„Und sein Vater — und die Eigenschaften des Geistes und Herzens?"

„Das ist mir eben ein Räthsel, beide sind unleugbar groß und gediegen, wie sie umfassend und reich sind."

„Mag er stammen woher er will, er ist eine Seltenheit. Aber seine Zukunft, seine Zukunft, Mann!"

„Auch die ist mir ein Räthsel. Was willst Du werden? fragte ich ihn vor einem halben Jahre."

„Und was sagte er?"

„Er gab eine sonderbare Antwort: ich will lernen, lernen, lernen, bis ich etwas weiß, und wenn ich etwas weiß, will ich erst recht lernen!"

„Und bist Du damit nicht zufrieden? Er wird ein

Philosoph werden. So haben die Weisen des Alterthums gesprochen."

„Ach ja — aber die jetzige Zeit ist kein Alterthum mehr. Ich besorge, wir werden mit ihm eine harte Nuß zu brechen haben."

„Das besorge ich nicht. Laß ihn gewähren. Die Knospe in ihm ist noch nicht entfaltet. Sie wird schon ihre Hülse sprengen. Vertraue Du dem Wesen, welches in ihm ist, wir leiten ihn nicht zu uns, er leitet uns zu sich. Alles Uebrige ist freilich ein Räthsel. Gott wird es lösen!"

„Gott mag es lösen! Ja, in Ewigkeit, Amen!"

Und die beiden Männer schritten nach Hause.

Betrachten wir jetzt die vier Knaben in ihrer wechselseitigen Stellung, und nachdem wir den Gesprächen ihrer Erzieher zugehört, wollen wir ihre eigenen Spiele besuchen.

Die vier Knaben waren Freunde geworden, nicht solche Freunde, die, wenn die Jugend vorüber ist, sich nur noch dem Namen nach kennen, sondern wirkliche, wahre Herzensfreunde, durch einerlei Denken und Streben nach einem Ziele, übereinstimmende Neigungen zu Gefühlen und Ansichten verbunden, die, allen Stürmen der Ereignisse trotzend, Leben um Leben zu einem schönen untrennbaren Ganzen verknüpfen.

Wie ihre Studien gemeinsam waren, so waren es

auch ihre Spiele. Oft blieben sie da, wo sie gearbeitet, zusammen, turnten und rangen, liefen und jubelten. In der Regel aber zog sie ein besonderes Wohlbehagen nach dem großen Zimmerhof, der ein wahrer Tummelplatz aller ihrer jugendlichen Spiele und Thorheiten geworden war. Hier war so schöne Gelegenheit zum Verstecken und zum Balgen, so schöner weicher Grund von Sägespähnen, so herrliches Material zum Bauen und Niederreißen. Und bauen thaten diese Knaben viel.

„Heute," sagte eines Tages Ernst, „heute wollen wir das Schloß bauen. Kommt, und faßt an. Eduard, Dir wollen wir es bauen, Du fassest nichts an, Du bist ein reicher Mann und bezahlst uns. Wir sind die Handwerker."

„Glaubt Ihr," antwortete Eduard gelassen, „ich will zusehen und feiern? Ich arbeite mit — lustig, vorwärts!" Und hurtig erstand eine hölzerne Burg, aus Balken und Bohlen erbaut, mit ausgehöhltem Boden, in welche sie alle Vier durch ein kleines Loch krochen, das als prächtiges Portal bezeichnet war.

Oder sie tanzten einen langen, glatten, geschälten Tannenbaum entlang, worin Ernst Meister war, denn er betrachtete sich als Zimmerman. Oder sie bauten sich eine Wippe, die in haarsträubenden Schwung gesetzt wurde. Hierbei feierte Felix. Er stand zwar dabei und lächelte, wenn es recht hoch ging, innerlich aber summte

er sich wie gewöhnlich ein Lied und zog die weniger halsbrechenden Spiele vor. Auch das Turnen machte ihm keine große Freude, vielleicht war sein Körper zu schwach, vielleicht auch widersetzte sich seine harmonische Seele solchen heroischen Anstrengungen des Körpers.

Ein ander Mal zogen sie an das jenseitige Ufer des Sees, wo der allgemeine Badeplatz der Dorfjugend war. Hier schaukelten sie sich furchtlos, vielleicht wieder mit Ausnahme des kleinen Felix, auf einem zierlichen Nachen, von Meister Dossow gefertigt, denn schon längst war die Aufmerksamkeit der Erzieher darauf gerichtet gewesen, ihre Knaben mit allen Gefahren und Genüssen der Elemente vertraut zu machen. Das Wasser wäscht den Körper und ein reiner Geist muß in einem reinen Leibe wohnen. Wohl wußten und befolgten diesen alten Spruch die erfahrenen Männer. Früh schon schwammen die Knaben wie die Enten, keine Ermüdung kennend, denn ihren Eifer und ihre Kräfte lockte ein ausgesetzter Preis, den Eduard oder Ernst zu gewinnen gewiß war. Oder sie ruderten emsig auf der klaren Fluth dahin, bei Wind und bei Wetter. Eines Tages hatte Eduard zu seinem Pflegevater gesagt, als dieser ihn ermahnte, vorsichtig zu sein: Laß mich, ich bin für das Wasser bestimmt; wäre ich an einer Küste geboren, so wäre ich Seemann geworden."

„O," sagte der Pfarrer zum dabeistehenden Kantor, „es ist nur die klare, unabsehbare Tiefe, die ihn lockt. Er

ahnt eine Nixe darin verborgen, die Schätze hat, mehr als das Land, und diese machen ihn lüstern!"

„Nein, Schätze nicht," erwiderte schnell der horchende Knabe, „aber die neue Welt, die in den Tiefen verborgen liegt, möchte ich sehen."

„Siehst Du, da haben wir's," raunte der eine Mann dem andern zu. „Ich wußte es. Der Drang nach Thaten, nach Neuem, noch nie Gesehenem wohnt in ihm."

Oder sie wanderten insgesammt in den dunkeln, traulichen Tannenwald, so duftig, so düster, so erquickend. Und da erzählte Eduard den horchenden Gespielen seltsame Geschichten, denn seine Phantasie war unergründlich, tief und reich. Und sie horchten ihm zu und er war wieder in ihren Augen gewachsen, ohne daß er es merkte. Hier theilten sie sich ihre Hoffnungen von der Zukunft mit, hier wuchsen sie sich einander so recht in's Herz, hier schmiedeten sie Pläne, faßten Entschlüsse und malten sich ein Alter aus, wie es nur in der Einbildung der Jugend, nicht aber in der Wirklichkeit des Lebens vorhanden zu sein pflegt.

Einer besonderen Erwähnung verdienen in der Ausbildung, wenigstens zweier der Knaben, noch die Zeichenstunden unter der Leitung des Zimmermeisters; diese zweckmäßigen Unterweisungen sollten für sie in der Zukunft von großer Bedeutung sein. In der sonntäglichen Stille saßen sie, munter plaudernd und scherzend, hinter ihren

Reißbrettern und übten sich, anfangs mit dem Blei, späterhin mit dem Tuschpinsel. Freilich malte Felix gewöhnlich nur Noten, und Karl zeichnete Pflanzen und Blumen; Ernst aber und Eduard strebten wetteifernd, das Beste und Schönste zu kopiren, was der Meister besaß und lehren konnte, freilich in verschiedenen Richtungen, denn Ernst suchte sich seine Aufgaben in architektonischen Rissen, Verzierungen, Dachverbindungen und sonstigen in's Baufach schlagenden Gegenständen auf, während Eduard mehr das Landwirthschaftliche, das Thierische und Menschliche anzog. Beide erreichten für ihr Alter eine hohe Vollkommenheit in diesen Arbeiten, die durch fortgesetzten Fleiß eben so viel Nutzen wie Unterhaltung für die Zukunft abwarfen. Einen ungeheuern Eindruck auf das bildnerische Gemüth Beider aber machten die, Abends zur Belohnung ihnen vorgelegten, Abbildungen der schönsten und erhabensten Gebäude der Welt, ein kostbares Werk, welches mit Behutsamkeit aufbewahrt und nur wenig angefaßt werden durfte. In Betrachtung dieser Schätze vertieften sich oft bis spät in die Nacht die zwei Knaben, deren Geist im Einzelnen dadurch geweckt, deren Erkenntniß im Allgemeinen dadurch erweitert wurde. Es ist nicht zu viel gesagt, daß bei empfänglichen Gemüthern solche frühe Veranschaulichung der Denkmäler alter und neuer Kunst oft mehr zu Stande bringt, einen größeren Einfluß auf spätere künstlerische und natürliche Entwickelung übt, als man gemeinhin denkt. Sie hatten

jetzt eine Stätte für das in der Geschichte und Literatur und Kunst Gelernte; ihre Phantasie bereicherte, ihre Ideen erweiterten sich und selbst das Alltägliche im gemeinen Leben erhielt dadurch einen neuen Reiz, ein Ziel des Strebens und Verlangens. Nach diesen angenehmen Beschäftigungen hatte der bedachtsame Vater, als Ernst älter wurde und dem Zimmermannshandwerk seine Aufmerksamkeit selbstthätig schenken mußte, noch eine neue Ueberraschung vorbehalten. Unvermuthet kam eines Tages auf einem Lastwagen aus der Stadt eine Drechselbank an. Die begierigen Knaben lernten sehr bald dem geschickten Meister seine Kunststückchen ab, und während Karl im Garten grub oder ein Buch über Pflanzenkunde las, Felix aber das Fortepiano ertönen ließ, arbeiteten und bosselten die beiden Andern allerliebste Sächelchen, die sie den überraschten Eltern oder kleineren Geschwistern zum Geschenke überreichten. So ging bei ihnen die Kunst mit dem Handwerk Hand in Hand, eins förderte das andere, in wechselseitiger Belehrung.

Während nun die geistige und körperliche Entwickelung der Knaben zur Freude und Beruhigung der Eltern auf diese Weise erfreulich fortschritt, ging das übrige Hauswesen seinen regelmäßigen Gang. Die beiden älteren Mädchen des Pfarrers, unschuldige, rothwangige, zu Jungfrauen emporblühende Kinder, gingen der Mutter schon willig in der Wirthschaft zur Hand, und was die Freude

für Eduard wenigstens vollgiltig machte, war die unvermuthete Ankunft der alten Susanne, die plötzlich erschien und ihre Hilfe der Familie des Geistlichen anbot. Dieser hatte sein früheres Versprechen nicht vergessen, da aber sein Haus die nöthigen dienstbaren Geister hatte, so verblieb sie einstweilen als überzählige Aushelferin darin, bis die Haushälterin des Kantors, einem einträglicheren Dienste folgend, ihr Platz machte und sie nun an deren Stelle als willkommene Hausverweserin waltete.

Während nun die Erzieher, durch den Erfolg ihrer Mühen belohnt, an dem Gelingen ihrer Pläne in der einstigen Selbstbestimmung der drei Knaben, Ernst, Karl und Felix sich beruhigt fühlten, nahm die Sorge um Eduards immer näher rückende Zukunft den Prediger von Tage zu Tage mehr in Anspruch. Wer Augen hatte zu sehen, mußte die eigenthümliche Obergewalt bemerken, die Eduard, seinen Gefährten gegenüber, nicht sich selbst aneignete, sondern aus ihren Händen, freiwillig geboten, entgegennahm. Die Gründe dieser Unterordnung waren keinem von ihnen klar, sie verstand und machte sich von selbst und sie nahm zu, je mehr alle an Jahren und Bildung vorrückten. Es ist dies eine Erscheinung, die wir in ähnlichen Verhältnissen sehr oft finden. Der Instinkt scheint die jungen Gemüther auch hierin zu beherrschen, und ihm folgen sie ohne Bedenken. Der höhere Geist, das allgemeinere Talent übt eine so große Anziehungskraft

auf die unverdorbene Jugend aus, daß sie dem Scepter des Stärkeren und Besseren ohne Murren folgt, ja, für ein Recht hält, was nur ein Sieg der allgewaltigen Natur ist. Auch dem beobachtenden Geistlichen entging dieser Sieg der Naturanlagen Eduards nicht und er suchte ihn nie zu hemmen, vielmehr zu stärken und zu unterstützen. Denn selbst auf ihn hatte der junge Mensch einen ähnlichen Einfluß geübt, auch ihn bezwang er, wenn nicht durch den Geist, doch gewiß durch das reiche, überströmende Herz, und doch war gegen das Herz des Geistlichen nichts zu sagen. Der Knabe war ihm wie ein jüngerer Bruder an dieses warme Herz gewachsen, Beide verstanden sich, wie sie sich liebten, und wenn sich der Geistliche in der Jugend des Sohnes wieder erkannte, so blickte Eduard zu ihm als dem reinen Vorbilde ernsthafter Nacheiferung auf. Sie arbeiteten, sie ruhten, sie plauderten zusammen, Beide lernten von einander, der Jüngere, was man von dem Aelteren, Erfahrneren, Wissensreicheren lernen kann, der Aeltere, was ein fortstrebend bildsames Gemüth aus den höheren Naturen geistiger Begabung ewig wird schöpfen können. So waren sie in wechselseitiger Gabe Vater und Sohn, Lehrer und Schüler und durch Sinn und Herz Bruder und Bruder.

Schon von frühester Zeit her war es einer der angenehmsten und lehrreichsten Vorfälle gewesen, wenn er den Pflegevater auf seinem Wagen in die Umgegend be-

gleiten durfte, die zu dessen Sprengel gehörte und in welchem er, wie damals bei Buschmann, durch seine bloße Erscheinung schon Trost und Hilfe den Leidenden und Bedürftigen ertheilte. Zwar war die benachbarte Gegend nicht gerade arm zu nennen, allein, bieten die Leidenschaften der Menschen und Krankheiten nicht genug Noth zu geistlichem Troste dar?

Eduard pflegte bei diesen Gelegenheiten einen reichlich mit wohlschmeckenden Speisen und nothdürftigen Bekleidungsstücken gefüllten Korb zu tragen, den die gütige Pflegemutter ihren Schutzbefohlenen angedeihen ließ, jeden Augenblick bereit, eben so mit leiblicher Hilfe, wie ihr Mann mit geistiger Speise zu erquicken. Auf diesen oft sehr weiten Wegen wurde viel gesprochen, Altes wiederholt und Neues vorgenommen, und das auf diese Weise dem Geiste des Knaben Eingeprägte saß fester, als irgend etwas Anderes, da sich mit dem Gegenstande auch zugleich der Ort, wo sich derselbe verhandelt, dem Gedächtniß überlieferte. Gewöhnlich führte beide Wanderer der Weg jenseits des Sees, durch den Tannenwald in die Nebenberge hinein, eine in der ganzen Nachbarschaft wegen ihrer wilden, romantischen und für diesen Landstrich seltenen Naturschönheit berühmte Gegend. Vom See aus schlängelte sich der mit braunen Fichtennadeln bestreute glatte Weg schneckenförmig in die höheren Berge hinauf, zu beiden Seiten moosige Gründe voller üppiger, großblätteriger

Farrenkräuter zeigend. Dann kam einmal ein Stück schattigen Buchenwaldes, auch einige Eichen, aber freilich in sparsamer Fülle, bis endlich der dichte Wald sich lichtete und sich in einen weiten grünen Wiesengrund öffnete, dessen äußerste Strecken von dunkelgrauen Bergen begrenzt wurden, auf deren Gipfel sich die schlankſten Tannen mit den schattigsten Eichen vermischten. Dieser Punkt war der höchste der ganzen Gegend. Hatte man ihn erreicht, so lag nordwärts vor dem Beschauer die weite Ebene, die bis zu der königlichen Hauptstadt sich ausdehnte, deren Thürme man mit einem guten Fernglase in reinster Klarheit erreichen konnte. Dies war Eduards Lieblingsplatz, und bis hierher erstreckten sich gewöhnlich die weitesten Spaziergänge der vier Knaben. Aber nicht der Höhe und der Fernsicht allein wegen lockte es den Pflegesohn des Geistlichen hierher, nein! eine höhere, romantischere Idee hatte schon längst seine Aufmerksamkeit gefesselt und seinen Schritt häufig an diesen Ort gelenkt. Denn unmittelbar am Fuße des höchsten dieser Berge, hauptsächlich der Rabenstein genannt, weil diese schwarzen Vögel ihn stets in reicher Anzahl umkreis'ten, lag, von den Schatten der zunächst wachsenden Hängebirken verdunkelt, ein beinahe kreisrunder See, dessen trübes, schauriges Gewässer einen untern Abfluß haben mußte, während er von einer, im benachbarten Erlengebüsch versteckten, heiter sprudelnden Quelle gefüllt wurde. Von diesem See, der Teufelssee genannt,

ging die Sage, in seine unermeßliche Tiefe, in deren Bereich sich nie ein Nachen gewagt, sei das schöne Schloß versunken, welches einst die Höhe des Rabensteins geziert, und der beklagenswerthe Edelmann habe sich, als er eines Tages von einem Feldzuge heimkehrend, die Trümmer seines Besitzthums auf dem See kreisen sah, voller Verzweiflung in denselben gestürzt. In der That, die düstere Föhre, die an der einen baumlosen Seite des Sees sich mit ihrem Wipfel und ihren stämmigen Gliedern weit über den Rand des Wassers bückte, schien der verwandelte Burgherr zu sein, der in trostloser Verlassenheit seine thränenden Augen in den See senkte, seine Lieben und seine Besitzthümer auf dem Grunde zu suchen.

Ueber diesen öden See, diese schluchtreiche Waldeinsamkeit war eine schauerliche Stille gegossen, der gefühlvolle Wandrer empfand einen gespenstischen Druck sein Herz umziehen, wenn er den verlassenen See, den klagenden Baum, die düsteren Schatten des jenseitigen Waldes betrachtete. Auf diesem Berggipfel hatte Eduard oft schon als Kind, mit dem treuen Hektor zur Seite, gesessen und Träume sein kindliches Herz beschleichen fühlen, die, bange und schwer darauf lastend, seinem Gefühle eine unendliche Wehmuth eindrückten, und dennoch wieder so lieblich waren, daß er sie so oft wie möglich wieder zu empfinden sich gedrungen fühlte.

Zu einem solchen Berufsgange eines Tages aufge-

fordert, wandelte er nun neben dem Vater, den gefüllten Korb am Arme, gefolgt von dem schon träger schreitenden alten Hunde, eben jenen Waldweg einher. Ihr heutiger Besuch galt einer etwas abseits liegenden Bauernhütte, und sie umgingen den Berg, mit dem Vorsatz, bei ihrer Rückkehr ein Stündchen auf seinem Gipfel zu ruhen.

Die Hütte war erreicht, Trost den Kranken gespendet, die Speisen und Strümpfe vertheilt, und Vater und Sohn, von den Segenswünschen der Armen begleitet, wandten sich schweigend zur Rückkehr. Oben auf dem Rabensteine angelangt, setzten sie sich in das duftige Moos unter eine riesige Eiche und wandten ihre Blicke auf das weit vor ihnen geöffnete Land.

„Wie viel Elend es doch auf der Welt giebt!“ unterbrach endlich Eduard das von beiden Seiten gedankenreiche Schweigen. „Wenn man diese friedliche, stille Natur betrachtet, sollte man glauben, sie hätte einem Jeden das Seine in Fülle gegeben, und doch hat sie so viele Arme ohne Hilfe und Obdach gelassen.“

„Mein Sohn,“ entgegnete milde der Pfarrer, „urtheile nicht zu voreilig. Ich glaube, ich sage, ich g l a u b e, sie hat mehr Reichthum, Schönheit und Fülle geschaffen, als Du bis jetzt gesehen hast.“

„Wohl! aber sie hat es nicht richtig vertheilt!“

Der Priester erschrak. Diesen Gedanken hatte er noch nie von seinem Pflegesohne vernommen.

„Doch," erwiderte er, vielleicht gegen bessere Einsicht, „die Natur, das heißt, der Schöpfer ist weise und gütig. Er hat auch Raubthiere geschaffen, welche die stillen Hausthiere verschlingen; Freuden und Schmerzen wiegen sich auf, und wenn das Schlimme und Böse nicht wäre, würde das Gute und Erfreuliche keinen Werth, keinen Reiz für uns haben. Es muß nur die Sorge eines jeden guten Menschen sein, das Letztere zu verbreiten, es zu mehren es richtig zu vertheilen, denn nicht Jedem ist gut, was Dir so scheint; den Einen würde der Ueberfluß erdrücken, während den Andern der Mangel nicht muthlos macht."

„Ich möchte wohl Ueberfluß an Gutem haben, um es an Mangel und Elend zu vertheilen."

„Ein schöner Wunsch, möchte er sich erfüllen! Aber der Mensch kann viel, wenn er will. Der Eine hilft mit Rath, der Andere mit That. Ich habe mit meinen schwachen Kräften für dies Mal den Rath gewählt."

„Auch die That schließest Du nicht aus," sagte der Knabe, auf den leeren Korb deutend.

Der Geistliche lächelte.

„Das ist zu wenig, davon zu sprechen," entgegnete er. „Gott genügt der Wille und der Rath. Also Du wolltest Dich der That widmen, mein Sohn?"

„Ganz gewiß. Gott gebe mir, damit ich geben kann, das soll mein Lebensberuf sein."

Der Vater horchte hoch auf. So deutlich und be-

stimmt hatte sich Eduard nie über seine Zukunft ausgesprochen.

„Was willst Du denn für einen Beruf wählen?“ fragte er leise und zögernd.

„Ich will nach meinen Kräften Glückliche zu machen suchen.“

„Ein löblicher Wunsch! Ich wünsche Dir des Himmels Segen dazu. Aber die Menschen haben verschiedene Wege, diesen edlen Zweck zu erreichen, welchen hältst Du für den geeignetsten?“

„Das eben ist es, was mich quält, Vater, und in Unruhe versetzt. Oft sehe ich es deutlich vor Augen, ich könnte es greifen, dann ist es wieder weit weg. Als Pfarrer möchte ich nicht leben,“ fuhr er lebhafter fort, „ein solcher Wirkungskreis ist mir zu klein —“

„O!“

„Ja, Vater, sieh Deinen Bezirk an. Wie Wenigen ist da noch zu helfen! Den Meisten ist geholfen, Arme giebt es wenig, mitunter eine Krankheit — das ist nicht genug. Ich wünsche mir einen größeren Kreis, elendere Menschen, größeren Mangel!“

„Was? Du wünschest Elend und Mangel?“

„Für mich, Vater, für mich!“ rief der Knabe mit leuchtendem Antlitz, „um es zu brechen!“

„Hast Du auch die Mittel dazu?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Also ein Pfarrer wird er nicht," dachte der Vater. „Das ist schon Etwas, wir wollen sehen, wohin dieser Drang zieht."

Und sie standen, das Gespräch unbeendigt lassend, auf und schlugen den Weg in die Heimath ein. —

So näherte sich allmählig, wie ein Tag nach dem andern schwindet und das Jahr voll wird und auf eines die andern folgen, die von allen in Bilsingen Betheiligten gefürchtete Zeit, wo die drei Knaben, Karl, Ernst und Felix, dem ernsten Rufe der Welt folgend, die Heimath verlassen sollten, um Jeder seinen eignen Weg zu verfolgen, fern von dem waltenden Auge der Eltern und Jugendlehrer. Welch' eine bedeutungsvolle Trennung für Beide! Wie dunkel die Zukunft in Schleier gehüllt! Ach! es ist jedem tief fühlenden Vater- und Mutterherzen nicht zu verargen, wenn es in solcher Prüfung und Sorge heftiger und stürmischer schlägt!

„Es wird Zeit, daß die Jungen fortkommen," sagte eines Tages der Kantor zum Freunde, „wir können ihnen nichts mehr beibringen. Und wie sie gewachsen sind! fröhlich zwar wie immer, sieht man ihnen doch den Ernst des bevorstehenden Augenblicks an."

„Laß sie es durchmachen," versetzte Wollzagen, „wir haben es auch durchgemacht. Und wir, mein Freund, dürfen die Köpfe nicht hängen lassen, wir müssen, selbst getrosten Muthes, ihnen mit dem Beispiel der Fassung

und Ergebung vorangehen. Hat der Zimmermeister Alles in's Klare gebracht?"

„Er ist gestern wieder in der Hauptstadt gewesen und scheint außerordentlich befriedigt. Ein Unterkommen für alle Drei ist gefunden, für Felix so gut wie für unsere Knaben. Der Kapellmeister nimmt ihn und verspricht das Beste."

„Das ist mir lieb. Nun denn also getrost voran; junge Tauben wollen fliegen, daß sie dem Stößer zu entrinnen lernen."

„Du hast gut sprechen, Dein Eduard bleibt."

„In vier Jahren ist er so weit wie sie. Früher lasse ich ihn nicht. Will er studiren, mag es sein was es will, mit neunzehn Jahren kommt er früh genug auf die Universität, ich mag siebzehnjährige Studentchen nicht leiden."

„Willst Du ihn vier Jahre lang ewig mit derselben Suppe traktiren? Ich sollte meinen, in zwei Jahren wäre er vollkommen gemästet."

„Das wohl. Er hat jetzt die Stufe eines Sekundaners. Noch drei Jahre lernen, lernen, lernen, dann ein Jahr ruhen, besinnen, befestigen; je stärker der Stamm, um so machtloser der Sturm."

„Ich bin es zufrieden, er ist Dein Eigen. Aber es wird ihm hier einsam vorkommen."

„Ich fürchtete es früher; je näher aber der Tag der

Trennung kommt, um so weniger besorge ich. Der Junge hat etwas Eisernes oder Goldenes vielmehr in sich, er sammelt und setzt sich; er hat Zeit, die innere Gährung zu verarbeiten; Einsamkeit wirft am besten die Schlacken hinaus; ich habe noch nie bei solchen Anlagen in der Stille des Nachdenkens einen schlimmen Entschluß keimen gesehen. Laß ihn gewähren, wir beschränken uns auf Beobachtung, und wo es nothwendig, auf Leitung."

Und der Tag der Trennung kam wirklich. Am Tage vorher fand die Konfirmation der vier in jeder brüderlichen Weise verbundenen Freunde statt. Es war ein trauriger, aber zugleich erhebender Tag für alle Betheiligten. —

Die kirchliche Feier war vorüber, mit ganzem Herzen gegeben, mit voller Seele genossen, und die häusliche Feier begann. Sämmtliche Väter und Mütter waren im Pfarrhause versammelt. Abends ertheilte der Pfarrer den letzten guten Rath, auch der Zimmermeister hatte den seinigen in seiner Art gesprochen. Michel, der Kantor, war still, etwas weich; der Zimmermeister lachte und jubelte; Felix Mutter weinte; des Geistlichen Auge leuchtete. Die Knaben selbst hielten sich etwas mehr zurück als gewöhnlich; Karl war tonlos, Ernst der Fröhlichste, Felix summte leise seine Lieder vor sich hin. Eduard schien sich Gewalt anzuthun, er war mehr ergriffen, als er schien; er lächelte zuweilen, zuweilen sann er nach; den Freunden aber drückte

er wiederholt die Hände. — Auch dieser Tag verging. Am nächsten Morgen um sieben Uhr fuhr ein leichter Wagen vom Zimmerplatze her vor das Pfarrhaus; der Meister, Ernst und Felix saßen schon darin. Die Pfarrerin und Susanne packten für Karl schnell das Felleisen, es wurde wie die Koffer Ernst's und Felix's hinten auf den Wagen gebunden. Alle Verwandten standen jetzt um das geöffnete Fuhrwerk. Felix hatte die alte Geige seines Vaters, sein einziges Erbstück, unter dem Arme. Die Umhalsungen und Abschiedsküsse der Frauen begannen, die Knaben weinten, Eduard zerdrückte männlich eine gewaltsam hervordringende Thräne. Noch einige Worte, noch einige Glückwünsche, und alle Fünf saßen ein, der Kantor mit dem Meister hinten, Felix und Karl vorn im Wagen, Ernst saß beim Kutscher und lenkte vergnügt die Pferde.

„Gottes Segen, Gottes Segen!" rief mit den Armen und Augen winkend der Pfarrer. Die Peitsche erklang, die scharrenden Pferde zogen an, und dahin, von Staubwolken umschwirrt, rasselte das Gefährt die Dorfstraße entlang, der Hauptstadt, der großen, mächtigen, schönen Hauptstadt entgegen. —

Und es war plötzlich sehr einsam in dem eben noch so belebten Pfarrhofe.

Fünftes Kapitel.

Der Bach findet den Strom.

Die Knaben waren schon seit einer Stunde abgereis't, Eduard war im ganzen Hause nicht zu finden. Da aber der Hund auch fehlte, so vermuthete man einen Ausgang. Und so war es. Der junge Mensch mußte allein sein, sein Herz war zu voll, um es nicht in tiefer Einsamkeit vor seinem Schöpfer ausschütten zu müssen. Nur der stille Wald, die rauschenden Bäume und der wehende Wind konnten die Sehnsucht, die seine ganze Seele erfüllte, verstehen. —

Er saß auf dem Rabensteine unter der Eiche, der Hund lag neben ihm auf dem Moose. Die Arme auf die angezogenen Kniee, den Kopf auf die Hände gestützt, starrte er in die unabsehbare Ferne und suchte seiner Gedanken Herr zu werden, seine schwellenden Gefühle zu beschwichtigen, damit sie ihm nicht die Brust zersprengten.

Und was dachte und fühlte der funfzehnjährige Knabe? O, wir sind Alle so jung gewesen und haben vielleicht ähnlich gefühlt wie er. Wir wissen, was ein nach der Weisheit der Welt sich sehnendes Herz bewegt, welche Gedanken einen reinen Geist zum Schöpfer des Alls erheben können. — Und der Knabe versenkte seinen suchenden Blick in die liebliche ungemessene Himmelsbläue — ja, ja, der dahinter wohnende, waltende, schaffende Geist, Urgeist, Gott, wie Ihr ihn nennt oder Euch denkt — der sieht, der weiß Alles, Alles, Alles!

Und doch waren es scheinbar wieder nur kindliche Gedanken, in denen sich das geistige Grübeln des Einsamen zuletzt aussprach. Er sagte endlich zu sich selber:

„Nun, laß sie gehen, mögen sie glücklich sein! Nur Eins besorge ich, sie möchten zu viel lernen, bis ich sie wiederfinde. Und das wäre gut für sie, aber schlimm für mich. Sie haben so große Gelegenheit, Neues zu sehen, Schönes zu bewundern, durch und durch kennen zu lernen; in der großen, großen Stadt, wo alle Gelehrsamkeit, alle Kunst, alles Wissen, mit Einem Worte, Alles, Alles, Alles, was mich reizt, was ich erstrebe, sich auf einen kleinen Raum zusammendrängt, während ich, hier auf dem Dorfe, mit meinen armseligen Büchern beschäftigt, nur Weniges lernen kann. Sie sehen, sie hören Alles mit ihren eigenen Augen und Ohren — ich, ich kann nur lesen und wieder lesen, was Andere geschrieben haben.

Wie wenig ist das! — Doch nein!“ sprach er muthiger werdend zu sich, „es ist nicht das Lesen allein. Ich kann auch denken — ha! Denken! das heißt Schaffen, das heißt Machen, das heißt der Zukunft eine Grundlage legen. Und das will ich — eine feste, sichere Grundlage — hoch in die Wolken muß das Gebäude hinauf ragen, die Sterne müssen es berühren, die Sonne es göttlich erwärmen. So soll es sein, so muß es sein! Und nun will ich fleißig sein, ha! es soll eine Lust sein, zu arbeiten, zu lernen, fortzuschreiten, in zwei Jahren muß es vollbracht sein, dann bin ich siebzehn, dann — dann — dann —

„Siebzehn Jahre und nichts für die Unsterblichkeit gethan!“ dachte Eduard, wie jener königliche weise Jüngling hundert Jahre vor ihm, der in seiner Jugend ein Denker, in seinem Mannesalter ein großer Krieger und ein größerer Staatsmann, in seinem Alter ein Weiser war. Doch er wußte nicht, daß diesen Gedanken schon Jemand vor ihm gehabt, er fühlte, er dachte ihn ursprünglich, wie so viele schöne Gedanken und Gefühle nie blos das Besitzthum, die Schöpfung eines Einzigen sind, denn in allen denkenden und fühlenden Wesen lebt und webt ja die schaffende Mutter Natur mit gleichen Anlagen, gleichen Bestrebungen, einem Ziele entgegen, das sie nur auf so verschiedenen Wegen erreichen.

Und hier, auf diesem Berge, in diesem Walde, über

diesem See saß Eduard oft und lange, bisweilen bis in die späte Nacht hinein, wenn der leise dahin segelnde Mond mit seinem bleichen Lichte Flur und Wald in zauberische Hülle kleidete und in des Menschen weiches Herz linde Wehmuth und liebliche Träume goß.

Und er hielt Wort mit seinen Vorsätzen; er las und las so viel, daß dem Vater beinahe bange wurde, denn es grenzte diese seine Lust an eine wahre Wuth. Wo er stand, ging, saß, — trug er seine Studienbücher, seine Klassiker, seine Dichter, seine Geschichtswerke mit sich herum; kaum hatte er Ruhe bei Tische, kaum Ruhe in der Nacht. Um elf Uhr freilich mußte er, wie alle Mitglieder der Familie, im Bette sein. Aber um vier Uhr war er schon wieder munter bei der Arbeit. Ja, wir dürfen es nicht verschweigen: gegen den Wunsch des Vaters zündete er bisweilen mitten in der Nacht seine Lampe an, bis der Vater endlich die kleine List merkte und ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Lampe stets vom Bette fortnahm. Das wirkte — es war der erste, freilich schweigsame Vorwurf, den er in seinem Leben erfahren. Und wenn ihm dann der beunruhigte Geistliche, solchen nie rastenden Fleißes ungewohnt, Vorstellungen machte, sich doch nicht zu übereilen, er habe ja noch Zeit, lange Zeit — da sah er den besorgten und doch beglückten Pflegevater mit seinen großen flammenden Augen bittend an und sagte leise:

„Laß mich, Vater, ich kann nicht anders, ich muß! Mein Weg ist weit, ich habe noch zu ungeheuer viel zu lernen.“

„Willst Du denn Alles verschlingen mit Deiner Unersättlichkeit?“

„Ja, ja, wenn ich es könnte, Alles, Alles! Es ist zu süß, recht viel zu wissen!“

So war es natürlich, daß er schnell der vollen Reife eines Jünglings entgegenrückte, der mit allen Vorbereitungen für späteres Wissen reichlich versehen, die Universität beziehen konnte, in der Hoffnung, die in engere Dämme bisher eingestauten Kenntnisse dort auf größerem Felde sich ein breiteres Bett suchen zu lassen.

Doch dauerte des Vaters regelrechtes Wirken in allen Zweigen der Schulwissenschaften noch beinahe drei Jahre fort — Jahre, in denen die drei entsandten Knaben mehrere Male die Heimath wieder besucht hatten. — Dann aber erklärte eines Tages der Pfarrer seinem Freunde, dem Kantor, jetzt sei es auch für den vierten Zeit, zu gehen, die Reife sei da, das Lateinische, Griechische, die neueren Sprachen, die Geschichte, ja auch die Klippe so manches talentvollen Jünglings, die Mathematik, sitze bei ihm fest, und er wolle ihn zum Osterfeste in der nächsten Residenz, wo ein gutes Gymnasium war, prüfen lassen.

Noch aber war kein Wort zwischen Vater und Sohn

wegen des zukünftigen Berufes gefallen. Ersterer glaubte, Letzterer hätte sich immer noch nicht entschieden, worüber er stets in Sorge und Unruhe war. Da sollte er eines Abends eines Bessern belehrt werden und die Ueberraschung sollte um so vollständiger sein, als der Pfarrer sich über sich selber wundern sollte, daß er die Entscheidung des Pflegesohnes nicht vorhergesehen, indem sie eben so einfach als natürlich war.

Bei einem Spaziergange nämlich über das Feld sprachen sie über die erfreulichen Fortschritte, welche die drei Genossen in der Hauptstadt in ihren verschiedenen Berufszweigen gemacht hatten. Es waren von Zeit zu Zeit die günstigsten Berichte über sie eingelaufen. Von Karl war bis jetzt freilich am wenigsten zu sagen, sein Beruf war der einfachste, leichteste, wie auch seinem ganzen Wesen zumeist entsprechend. Der Inspector des botanischen Gartens lobte seinen Fleiß, sein sittsames Verhalten, seinen Eifer im Entwerfen und Zeichnen verschiedener Gartenanlagen und Parkpläne, worin die jungen Zöglinge jenes vortrefflichen Instituts bei Zeiten geübt und nach ihrem Ausfall befördert wurden.

Das war schon genügend, und der Kantor hatte mit wohlgefälligem Schmunzeln dieses Lob gelesen und vor Freude die Blumen zu begießen vergessen, — das erste Mal in seinem Leben — und bis nach Mitternacht an diesem Tage seinen Flügel bearbeitet.

Ernst war als Muster seiner Anstalt vorgeführt worden, hatte das letzte Jahr eine Prämie erhalten, als Zeichner den ersten Platz eingenommen, und seine sonstigen technischen und mechanischen Studien, namentlich in der Mathematik und Physik, wurden in gleichem Maße fortgeschritten angegeben. Sein Vater, der lebensfrische Meister, hatte zum Ueberfluß sogleich nach Ankunft dieses Berichtes ein Geldgeschenk nach der Hauptstadt gesandt, womit sich die Knaben einen guten Tag machen sollten, wie er sagte.

Felix durfte, als Jüngster, natürlich in diesem lobenswerthen Bunde nicht fehlen. Sein Kapellmeister aber war im Briefschreiben ein träger Mann, und nur beim letzten persönlichen Besuche des Meisters in der Hauptstadt hatte Dieser von Jenem herausgebracht, Felix verriethe ein großes Talent, nur seien seine körperlichen Kräfte anscheinend nicht ausreichend, was denn den Meister zu dem Ausspruche gebracht hatte, das sei seine Meinung gar nicht. Solche Naturen, wie die seines Felix, hätten bei allem nervösen Zimperlichen etwas von der Zähigkeit der Katze an sich; wenn sie ein bischen auf den Schwanz getreten würden, miauten sie freilich vor Schmerz, es hätte dies aber durchaus nichts zu bedeuten. Das Geigen sei eine so feine und die Nerven ergreifende Arbeit, das tauge nichts, die Orgel solle er ihm verordnen, das sei gesundmachende Arznei.

„Er hat ganz Recht, wenn er sich auch eigenthümlich ausdrückt," sagte der Pfarrer während jenes Spazierganges zu Eduard, der ihm diese Nachrichten mittheilte. — „Er hat keinen feinen Takt, dieser gute Handwerksmann, aber er hat einen richtigen, natürlichen, gesunden Menschenverstand, und das ist viel, viel werth im Leben. — Ja, diese Knaben, sie beglücken uns Alle und sind auf dem besten Wege der Unsterblichkeit," wollte er scherzend hinzusetzen, als er das ernste Gesicht Eduards sah und inne hielt.

„Was ist Dir, mein Sohn?"

„Mir? O, nichts! Ja, sie sind freilich auf dem besten Wege, und außerdem weiß ich, was der Seufzer bedeuten will, mit dem Du diese Worte sprachest."

„Nun?"

Und noch ernster schaute der Vater den Sohn an.

Dieser lächelte und sagte, seine Hand ergreifend:

„Du kannst meinen guten Weg noch nicht von Weitem erblicken — wolltest Du das mit diesem Seufzer nicht sagen?"

„Ich gestehe es ein, Eduard, Du hast mich errathen." —

„Und Du möchtest auch mich auf diesem guten Wege sehen, wie?"

„Ja, ja, von ganzem Herzen, mein Sohn, aber Du entschließest Dich noch immer nicht."

„Nein, ich entschließe mich nicht, weil ich mich schon längst entschlossen habe —“

Der Geistliche sah den Jüngling an und eine leichte Blässe entfärbte seine wolkenlose Stirn. Es war die bange Erwartung der Entscheidung eines ihm so nahe liegenden Schicksals, welche ihn so heftig bewegte.

„Nun, und — sage mir, mein Sohn, was hast Du gewählt?“

„Gewählt? Nein, mein Vater, gewählt habe ich nicht. Hatte ich denn eine Wahl? Mußte ich nicht, wenn ich auch nicht gewollt hätte? Ist nicht die Welt um mich her und Gott über mir? Ich sehe die Wolken dahin ziehen, sollte ich nicht nach ihrem Wege fragen? Mich erwärmt und beleuchtet das Gestirn bei Tage und bei Nacht, sollte ich nicht nach seinem Glanze forschen? Alles, was ich sehe, Luft, Erde, Meer — wo ist sein Anfang und sein Ende, sein Mittelpunkt und seine Heimath, seine Tiefe und seine Quelle — soll ich nicht darnach ringen? O, mein theurer, vielgeliebter Vater, mit dem Winde des Abends möcht' ich fliegen, um am Morgen den Anbruch des Tages an seiner Wiege zu erforschen, mit dem abgefallenen Blatte möchte ich in das Grab sinken, um der Zeugung der blühenden Pflanze, des kriechenden Thieres beizuwohnen — gieb mir die Natur, und Du giebst mir das Leben, nimm sie mir, und Du trennst mich von Allem, was ich liebe und suche, was ich erstrebe und erjage.“

Und er fiel dem betroffenen Manne um den Hals und weinte laut vor Freude und Wonne, daß er endlich in Worten ausgesprochen, was ihm schon lange das Herz bedrückt hatte.

Lange schwiegen Beide in gegenseitiger Rührung. Dann begann der Vater:

„Aber Du hast mir ja nie etwas davon gesagt?“

„Ich habe es mir selbst nie gesagt; empfunden habe ich es allein auf dem Rabensteine, in der Einsamkeit — die stille Natur hat es mir selbst mit ihrem Wehen zugeflüstert —“

Und der Vater gewahrte mit innigster Glückseligkeit den poetischen Schwung des Jünglings, in dem mehr vom Dichter war, als er selber ahnte. Er lächelte still vor sich hin und sagte:

„Du studirst also und zwar die Naturwissenschaften. Das ist abgemacht. Aber wie denn? Wie steht es dabei mit Rath und That? Du wolltest ja die ganze Menschheit beglücken!“

„Nicht die ganze Menschheit, mein Vater, das kann wohl kein einzelner Mensch, und wäre er der größte, der beste. Nur einen größeren Wirkungskreis wollt' ich haben. Den habe ich auch vor mir. Zuerst studire ich Medizin, da werde ich ein Arzt. Siehst Du nun den Wirkungskreis? Siehst Du nun schon Rath und That? — Wenn mir das aber selbst nicht genügt, und ich auch

den Menschen damit nicht genügen kann, so gehe ich einen Schritt weiter, sehe die Welt, die ganze Natur — sammle und sammle, und wenn ich genug gesammelt und gelernt, trete ich auf als Lehrer dieser schönsten Wissenschaft, welche die Menschen besitzen, denn sie umfaßt Alles, was auf Erden und im Himmel ist."

„Bravo, Bravo, Eduard — also doch ein halber Seemann?"

„Das Meer muß ich sehen — auf die eine oder andere Weise — das ist in den Sternen beschlossen!"

Und er lächelte fröhlich bei diesem kleinen Aberglauben und nickte dem Vater zu.

Dieser aber nahm ihn beim Arme und führte ihn tiefer in den Wald hinein.

„Eduard," sagte er, „das Wort, das Du eben im Scherze gesprochen, hat vielleicht für Dich einen ernsteren, tieferen Sinn. Es ist viel in den Sternen beschlossen. Laß mich jetzt von Etwas sprechen, was mir lange auf der Seele gelegen — magst Du es hören? es betrifft Dich allein und ist Dein eigenes Geheimniß."

„Ich weiß, was Du sagen willst," erwiderte Eduard erröthend. „Du willst von meinem Herkommen sprechen, das ich nicht kenne. Denn wohl weiß ich und habe oft darüber nachgedacht, daß Du mich als Waise von jener alten Susanne in Dein Haus genommen, daß ich in einer traurigen Schneenacht zu ihr habe wandern müssen, und

endlich, daß ich Deinen Namen führe, während ich gewiß einen andern zu tragen berechtigt bin."

„So ist es, und ich freue mich, daß Du so ruhig und gefaßt davon sprichst. Stets habe ich es vermieden, Dich merken zu lassen, daß ich nicht so glücklich bin, Dein Vater zu sein — heute muß Alles zwischen uns abgemacht werden. — Erinnerst Du Dich noch Deiner Eltern?"

„Meines Vaters gar nicht; von meiner Mutter weiß ich nicht mehr, als daß sie mir wie eine Frau aussah, und, so viel ich denken kann, wie eine schöne Frau."

„Das glaube ich gern. Deinen Namen weißt Du nicht mehr?"

„Ich habe ihn gewußt; da mir aber seit meinem fünften Jahre Niemand denselben genannt, so erinnere ich mich seiner nicht mehr. Vielleicht wenn ich ihn hörte —"

Und der Geistliche nahm jenen dem Todten entrungenen Zettel aus einer Brieftasche, erzählte, wie er dazu gekommen, und nannte mit lauter Stimme den Namen: „Eduard Hutten Stolling."

„Er ist mir unbekannt," bemerkte Eduard und schüttelte den lockigen Kopf.

„So dürfen wir ihn Dir auch nicht zulegen, denn er könnte einem Andern gehören, da der Todte nicht mehr reden konnte, und noch unseligerer Irrthum könnte aus

diesem unschuldigen Diebstahl entstehen. Aber Du sollst diesen Zettel haben — merke Dir die Handschrift — vielleicht, wahrscheinlich sogar hat ihn Dein Vormund geschrieben — und endlich, wende die Kunde dieses Namens an, wie es Dir gut dünkt — denn es ist, wie Du sagst, in den Sternen viel beschlossen, sie können Dir noch eine andere Zukunft vorbehalten haben. Mit Deiner ausgebildeten Männlichkeit, Deiner sittlichen Freiheit, bist Du Dein eigener bester Vormund. — Und nun laß uns nach Hause wandeln, mein Sohn und nicht mein Sohn."

„Vater!" rief dieser und Thränen entstürzten seinen blauen Augen — „könnt' ich je vergessen — o, Du weißt es ja wohl, am liebsten wäre ich Dein Sohn — habe ich doch keinen Vater mehr!"

Und ihn liebend umfassend, lehnte er sich an seine Brust und rief schluchzend:

„Wer ich auch bin — Deiner, dem ich so viel, Alles, was ich bin und habe, gesunden Leib und gesunde Seele verdanke — Deiner will ich mich ewig würdig beweisen und Dir allein dankbar sein!"

„Gott sei dankbar! von ihm allein hast Du Seele und Leib — ich aber danke Dir, daß Du mich liebst."

„O, wir lieben uns Beide!" rief Eduard innig, „wir lieben uns wie Vater und Sohn — und — sei ruhig, ich werde das Meinige thun, Dir Freude und Zufriedenheit zu bereiten — ich will streben — ringen —"

„Ruhe, mein Kind, Du bist Mensch wie wir Alle, und Du schonst Dich zu wenig.“

„Bin ich doch stark, ist meine Kraft doch groß und mein Wille mächtig, und fühle ich doch beide alle Tage noch wachsen!“

„Ach ja! In jenen Tagen wachsen guter Wille, Kraft und Herz — wir wissen es wohl — jene drei Riesen im Bunde, noch tagtäglich, sie möchten den Himmel erstürmen und erfassen, wenn die Vorsehung ihnen nicht einen sterblichen Leib angemessen hätte!“

Der Tag der Prüfung war herangekommen. Der Director des Gymnasiums, ein Studienfreund Wollzagens, schrieb und bezeichnete Tag und Stunde. Schon am frühen Morgen waren Vater und Sohn, begleitet von den Segenswünschen der Familie und des Kantors, nach der Sommerresidenz gewandert. Um acht Uhr Morgens begann die Prüfung, und erst um drei Uhr Nachmittags war sie vorüber. Eduard hatte zwölf Gefährten, er aber überflügelte sie Alle, und die an dem schönen, hochgewachsenen Jünglinge theilnehmenden Lehrer der Schule nickten dem anwesenden Erzieher wiederholt ihren Beifall und ihre Bewunderung zu. Eigentlich war es Dieser, der die Lorbeern des heutigen Tages einerntete, denn ein Knabe kann sich überall entwickeln, sagten die Lehrer, wenn Kopf in ihm ist, aber nicht jeder Lehrer verstände es, einen solchen Abiturienten zu erziehen.

Die Prüfung war vorüber, Alle trennten sich. — Wollzagen begab sich zu dem Director und theilte ihm Dasjenige mit, was ihm über den zeitweiligen Namen des Jünglings wissen zu lassen nothwendig schien, denn bisher war Eduard für den wirklichen Sohn des Predigers gehalten worden. Da nun aber das schriftliche Zeugniß den wahren Namen enthalten mußte, weil sonst in Zukunft Verlegenheiten für den Besitzer desselben entstehen konnten, so zeigte der Pflegevater diesen Umstand wenigstens dem Vorsteher der Anstalt an, damit dieser bei möglichen Ereignissen dieselbe Person unter einem zweiten Namen erkennen konnte. Nachdem Vater und Sohn sodann bei dem Director gespeis't, wanderten sie freudigen Herzens der Heimath zu. Man hatte sie zu Hause früher erwartet, und der Kantor hatte seine Unruhe nicht bemeistern können und war mit dem eben so herzlich theilnehmenden Meister Dossow den Zurückkehrenden entgegengeeilt. Auf der Hälfte des Weges erst begegnete man sich. Als der Geistliche die beiden befreundeten Gestalten von Weitem erkannte, schwenkte er, ihre etwaige Unruhe zu beseitigen, sein weißes Tuch flatternd in der Luft — nun war der Freude kein Einhalt zu thun, und man lief sich gegenseitig, als wären Meister und Kantor so jung wie Eduard gewesen, im hastigen Laufe entgegen.

„Tausend Glück, tausend Glück, mein Junge," rief

der fröhliche Dorflehrer dem Pflegesohne des Freundes zu, „und wie ist Alles abgelaufen?"

Man erzählte und hörte, und des Verwunderns war kein Ende. Nur der Zimmermeister war etwas still, und augenscheinlich fesselte eine kleine Herzenslast seine Zunge, wie es in solchen Fällen bei ihm gewöhnlich war.

„Was habt Ihr nur heute, lieber Meister?" fragte endlich der Pfarrer. „Ihr seid so nachdenklich."

„Da haben Sie Recht," war die eilige Antwort. — „Ich habe ein kleines Anliegen da an den Jungen, und er sieht mir heute so stolz und vornehm aus, daß ich nicht wage, damit an's Tageslicht zu kommen. Aber wenn Du so lächelst, mein Bursche, wie Du jetzt lächelst, oho! dann bin ich wieder der alte Meister. Da, mein Junge, nimm hin, was ich Dir zur Erinnerung dieses Tages schon lange aufbewahrt."

Und er zog aus seiner Brusttasche eine kleine goldne Uhr mit feiner verschlungener Kette und steckte sie dem Erstaunten rasch in die Tasche. Alle blieben stehen und sahen einander an.

„Nur kein Wort, kein einziges Wort, wenn Ihr mich lieb habt, es ist für die Freundschaft, die er meinem Jungen bewahrt."

Und er hielt dem danken Wollenden und keine Worte Findenden den Mund zu. Für jetzt sprach der Beschenkte nichts Hörbares — gegen Niemand — ob er

aber etwas in seinem arbeitenden Innern fühlte und beschloß, darüber wird die Zukunft uns Aufschluß geben.

Eduard war jetzt achtzehn Jahre alt und er konnte nach dem Ausfall obiger Prüfung mit Ehren die Universität beziehen. Aber das war weder der Wunsch noch die Absicht des Pfarrers, wie wir wissen. Der begabte Sohn war ihm zu jung, um sogleich von der soeben vollendeten Arbeit zu einer neuen, größeren überzugehen. Er sollte ein Jahr rasten, sich sammeln, seiner geliebten Natur und der Familie leben, und durch öfter wiederholte Ausflüge in die benachbarte Königsstadt, die so reich an Natur- und Kunstschönheiten war, seine Kenntnisse bereichern, um dann, mehrseitig gerüstet, das neue Werk auf der Universität zu beginnen.

Eduard, in Allem dem Vater gehorsam und ergeben, erfüllte seinen Wunsch ohne Widerspruch. Er las und arbeitete in seinen Klassikern zwar fort — wie konnte er sein Leben ohne sie zubringen — aber mit Ruhe, mit Nachdenken, mit gemäßigter Eile. Weise theilte er sein Leben in die Natur und in die drei Familien, denen er so Vieles verdankte, und denen er insgesammt angehörte, wie einer einzigen großen. Die Musik trieb er mit jenem inneren Behagen, welches durch wachsende Gefühle und den reifenden Verstand gleichmäßig sich in dem empfänglichen Sinne steigert, und er spielte den Flügel mit seltener Fertigkeit, Sauberkeit und Frische, welche allen Denen

eigen ist, denen das Talent inne wohnt, aus eigener Schöpfung ihren Gedanken Töne unterzulegen. — Er wurde ein sogenannter Phantasiespieler in der höheren Bedeutung des Wortes, oft von der schulmeisterlichen Ansicht der Buchstaben-Menschen verkannt, nur von einem poetischen Herzen gewürdigt. Was ihm aber ohne Zweifel das größte Vergnügen bereitete, das war seine zunehmende Fertigkeit im Zeichnen mit dem Blei und im Malen mit Wasserfarben. Auch hierin folgte er wie in allen seinen Bestrebungen dem Fingerzeige der Natur. Er traf meisterhaft den Charakter einer Landschaft, eines Baumes, eines friedlichen Häuschens, und so kopirte er, zum Verwundern der Freunde, alle benachbarten Oertlichkeiten seiner Jugend, das Pfarr- und Schulhaus, den Zimmerhof und die Mühle, worin Felix gewohnt hatte. Den meisten Beifall, weil er am meisten begründet, erntete er hierin von seinem Gönner, dem Zimmermeister, der eine wahre Verehrung für den talentvollen jungen Mann zu fühlen begann, wie alle Diejenigen sie fühlten, in deren Kreis er später trat, deren Treiben er beobachtete, stachelte und auf den rechten Weg wies, der ihm von seinem ihm ureigends innewohnenden Genius angedeutet wurde.

„Du hättest vielleicht ein Künstler werden können und sollen," sagte der Meister eines Tages, als er die Skizzen im Pfarrhause sah und bewunderte; „Du zeichnest das besser als Ernst und ich, und ich muß mit Stau-

nen betrachten, was ich nicht nachmachen kann. Nun, nun, 'ein Stück Künstlerseele steckt gewiß in Dir, Du brauchst darüber nicht zu erröthen."

„Ich will nur ein Gelehrter werden," erwiderte der Belobte bescheiden, „an das Künstlerthum habe ich keinen Anspruch. Wenigstens nur innerlich will ich es pflegen, äußerlich fehlt mir daran das Wichtigste, das Talent der Ausführung. Ich empfinde es wohl, aber ich kann es nicht darstellen, und das eben ist Sache des Künstlers, daß er darstellen kann, was er empfindet."

„Das ist auch schon genug," sagte der in seinem Fache denkende Meister, „wir sollten Alle ein Stück Kunst in uns tragen, das wäre die beste Waffe gegen alle Unbill, gegen alle Nüchternheit und Kahlheit der gemeinen, erkältenden Welt."

So urtheilte der denkende und befähigte Handwerker, und Pfarrer und Schullehrer mußten ihm aus vollstem Herzen ihren Beifall schenken, weil sie dachten und fühlten wie er.

So verschwand auch dies eine letzte Jahr. Und je mehr es seinem Ende entgegenging, um so rascher liefen die Tage dahin. Mutter und Schwestern beeiferten sich, mit allerlei brauchbaren Gegenständen den gemeinsamen Liebling auszustatten; es konnte ihrer Neigung und Aufmerksamkeit nichts entgehen. Dann wurden die neuen Kleider, die feine Wäsche, die tausend anderen Sachen

liebevollen Andenkens und dit beliebtesten Bücher sorgsam in die Koffer gepackt. Susanne brachte noch, kurz bevor sie geschlossen wurden, feine Taschentücher und die warmen Strümpfe für den kommenden Winter, damit ihr ehemaliges Söhnlein, über dessen Klugheit und Schönheit sie vor Verwunderung nur die Hände zusammenschlagen konnte, durchaus keinen Mangel und auch eine bisweilige Erinnerung an die alte Susanne habe.

„Werde ich wohl noch zehn Jahre leben," hatte sie oft gefragt, „um ihn als Professor zu sehen und von seinen Lippen weise Worte zu hören, von ihm, der in der bösen ka ten Weihnachtsnacht vor vierzehn Jahren zitternd, halb erfroren un doch nicht weinend, in meine Hütte kam und dem ich da, am warmen Feuer sitzend, in langen Winterabenden, den verlorenen Mann erwartend, so schöne Geschichtchen erzählte?"

„Ja," hatte dann Eduard darauf erwidert, „Du wirst so lange leben, Susanne, noch viel länger, denn Du bist ja jetzt noch nicht funfzig, und Du sollst dann den wärmsten Platz in meinem Hause und den besten Bissen an meinem Tische haben — hier, meine Hand darauf!"

Und sie küßte die Hand und drückte sie an ihren Busen, der immer so warm voll Liebe gewesen war und doch so wenig Erwiderung gefunden hatte.

Der Pfarrer hatte sich vorgesetzt, Eduard selbst nach der Universität der Hauptstadt zu begleiten und ihn

in das Haus eines alten Bekannten einzuführen, den er noch als Erzieher der jungen Grafen vor beinahe zwanzig Jahren kennen gelernt hatte, und der damals schon ein vermögender Kaufmann, jetzt aber einer der reichsten Geldmänner der Hauptstadt war. Auch wollte er die drei anderen jungen Leute in ihrem eigenen Wirkungskreise besuchen, sie, die die Zeit nicht erwarten konnten, ihren Eduard wieder unter sich zu sehen und ihrerseits wieder besorgten, der ihnen immer überlegene Kamerad sei, nach jenem so ausgezeichnet bestandenen Examen, jetzt schon ein ungeheuerer Gelehrter geworden, der besser Lateinisch und Griechisch als Deutsch spräche.

Und so war denn der letzte Tag vor der Abreise da. Es war in den letzten Tagen des Monat März. — Es sollte ein frühes Frühjahr werden, die Luft war überaus klar und mild, und die schon mächtig wärmende Sonne hatte den erwachenden Bäumen und Gesträuchen schon die schwellenden Knospen entlockt. Alle Anstalten zur Reise waren getroffen, man ging schweigsam im Hause umher; die Mädchen versteckten ihre niedlichen Gesichter, denn sie waren von mancher heimlich geweinten Thräne geschwollen. Die Mutter war sehr betrübt, der Vater in erhobener, aber mühsam zusammengehaltener Fassung; der Kantor ließ den Flügel offen stehen und vergaß nach den ersten duftenden Frühlingsboten, dem Krokus, Veilchen und der in diesem Jahre so schön gedeihenden Hyacinthe

zu sehen. Auf dem Zimmerhofe und in der Mühle war Eduard schon Mittags gewesen und hatte mit dem Meister eine Flasche Rothen zum Abschied leeren müssen, der bei seinem Weggehen ihm noch ein bedeutungsvolles: „Wir sehen uns noch!“ nachgerufen. So waren alle Pflichten der Dankbarkeit und Liebe erfüllt, als der Nachmittag sich zum Abend neigte und der Vater den Sohn rief, der die benachbarten Landleute eben besucht hatte, die ihn Alle so liebgewonnen hatten.

„Komm,“ sagte der Pflegevater, dessen Gesicht ernst und verklärt war, wie wenn er an den Tisch des Herrn trat, „komm, laß uns auch heute zusammengehen, wie wir so oft gegangen sind. Wir wollen Deinen Freund, den Wald aufsuchen und den Rabenstein ersteigen, Du wirst ihn doch sobald nicht wiedersehen. Leider kann ein anderer Freund nicht mehr dabei sein, denn der alte treue Hund ist schlafen gegangen, wie auch ich einst werde schlafen gehen!“

Dem bis jetzt so heitern Jünglinge wurde es bei diesem ernsten Anfange beklommen um's Herz. Zum ersten Male fühlte er lebendig, daß er scheiden solle, scheiden müsse vielleicht auf ewig, von Allem, was die Jugend und ihre tausend Freuden dem empfindenden Menschen so werth und unvergeßlich macht. Ein dumpfer Druck ließ sich wie eine schwere Wolke auf sein Herz nieder — es war vielleicht der Schatten der dunklen Zukunft —

und preßte es in eine Art von Wehmuth zusammen, aber — dieser Anfall dauerte nicht lange, sein kräftiger Geist brach die Fessel schnell, und es sollte bald wieder hell werden in diesem jungen Herzen, in dem die Nacht nie lang, der Tag beinahe ohne Ende war.

Auf dem Gipfel des Berges angekommen, standen sie still. Der Vater verbarg seine Bewegung unter den starken und schnellen Athemzügen, wozu das Erklimmen der Höhe seine breite Brust nöthigte. Als er anfangen wollte zu reden, versagte ihm beinahe die Stimme, und diese war weich und wie von standhaft zurückgehaltenen Thränen umschleiert.

„Erhebe Dein Auge, mein Sohn," begann er — „schaue in jene tiefe blaue Ferne — in diese ziehst Du hin. Du gehst, zum ersten Male in Deinem Leben, einen schweren, neuen Gang allein, denn uns läßest Du zurück, eingedenk Deiner, voll Liebe und Zuneigung, nur mit dem Herzen, nicht mit den Augen Dir folgend. So trittst Du, bald ein Mann, einem zwar dunkeln, aber erwünschten Ziele entgegen. Der linde Wind der Heimath wird Deine Wange nicht mehr umfächeln — der heftigere, erkältende Wind der großen, lebendigen Welt wird Dich umwehen. Steh' fest und strebe geduldig, auch wenn der Wind ein Sturm werden sollte — ein muthiger Schiffer und Schwimmer im Ocean des Lebens! — Was ich an

Dir thun konnte, das hab' ich gethan — mit Liebe und Demuth, weiter reichten meine Kräfte nicht. Doch Du nahmst das mit Liebe Gebotene mit Erkenntlichkeit auf und warest mir stets ein dankbarer und gehorsamer Sohn. Ich danke zunächst Gott, dann Deinem edlen Herzen dafür. — Für Dein ferneres leibliches Wohlergehen werde ich Sorge tragen, so viel ich vermag. Du weißt, ich bin nicht bemittelt, auch habe ich noch andere Kinder. Das Studium, das Du gewählt hast, ist das längste und kostbarste, und es vergeht lange Zeit, ehe Du durch eigenen Erwerb für Dein Leben sorgen kannst. Doch habe ich aus diesem Grunde keinen Augenblick meine Einwilligung verzögert, denn ich bin voller Hoffnung und Zuversicht. Darum sei Du es auch, das Nothwendigste wird uns Beiden nicht fehlen. Ich bestimme Dir für jetzt dreihundert Thaler jährlich — Alles in Allem. Es ist wenig, ich weiß es, aber mit einer weisen Sparsamkeit reicht man weit. Hunderte haben zwar mehr, aber Tausende noch weniger.

„Vor einem schwelgerischen, Seele und Leib verprassenden Leben brauche ich Dich nicht zu warnen, Deine Erziehung, Dein Herz, auch Dein Verstand verbürgt mir die Erfüllung meiner Wünsche. Solltest Du aber durch irgend einen bösen Zufall oder ein Schicksal vor Sorge nicht bewahrt werden, so habe Vertrauen zu mir, und mein Beistand wird Dir niemals fehlen. Zu jeder augen-

blicklichen Hilfe verweise ich Dich an meinen Bekannten, den Banquier Ermeling. —

„Dein Studium brauche ich Dir nicht an's Herz zu legen — im Gegentheil, vor zu angestrengter Arbeit muß ich Dich warnen. Auch der festeste, gesundeste Leib kann zu großen Anstrengungen erliegen. Dein ernstes Leben der Wissenschaft erheitere Dir durch häufigen Genuß der Künste und der freien Natur. Angeleitet bist Du zu beiden, Du brauchst nur den betretenen Pfand bequem fortzuwandeln. —

„Dein Herkommen — ich muß es noch einmal erwähnen — ist, wie Du weißt, ein Geheimniß. Vielleicht durch Zufall, vielleicht durch ein Verbrechen, des Leichtsinns oder des Herzens, warst Du in die gottlosen Hände eines Taugenichts gelangt. Gott aber hat Dich von ihm errettet, der Pfad Deines Lebens lichtete sich — findest Du also den Mann, den ich meine, das verbrecherische oder leichtsinnige Herz, und schlage es unter Seide oder Lumpen — erbarme Dich seiner, wie sich Gott Deiner erbarmt hat, denn ihm allein gebührt das Richteramt. Ich sage Dir das, weil Du ein Mensch bist, und menschliche Schwächen auch dem Besten innewohnen, auch eine Taube kann durch den Haß in einen Geier und ein Lamm in einen Tiger verwandelt werden — also sei barmherzig! —

„Deine Ferien, wenn Du sie nicht an anderen Orten

lieber verleben willst, benutze zur Heimkehr in Deine Heimath; zu jeder Zeit werden wir Dich willkommen heißen, wie am ersten Tage Deiner Ankunft. Ein Briefwechsel wird uns, leiblich getrennt, doch geistig verbinden. Stoßen Dir Zweifel auf, brennen Dich Sorgen, so werde ich sie lösen und tilgen, denn das ist ja mein Beruf. Du weißt es. — Freunde hast Du und findest Du — wirf Dich nicht fort an Unwürdige, knüpfe nicht mit dem ersten Besten brüderliche Bande, die Dich gereuen könnten — wo Du aber das Gute, Edle und Erhabene findest, an Mann oder Weib, an Jugend oder Alter, da schließe Dich an, presse es fest an Deine Brust und hege und pflege es, denn das Gute ist des Gerechten Eigenthum. Vor weiblichem Umgang mahne ich nicht ab — das Weib veredelt und versittigt den Mann — die vorsichtige Klugheit, nicht zu früh Bande zu knüpfen, die häufig nach Jahren die drückendsten Fesseln werden und zwei Jugendblüthen auf einen Schlag zerstören, die Deinige und eine fremde, traue ich Dir zu. —

„Und nun noch Eins, ein Wichtiges für den Jüngling der heutigen Zeit! Gib wohl Acht und präge Dir's ein. Es ist das Einzige, wovor ich Dich warne und Gott bitte, daß er Deinen Weg nicht damit besudele, denn es ist das Blendendste, Verführerischste für ein junges strebsames Gemüth, was es gibt. Die Geschichte der heutigen Tage kann Dir nicht entgangen sein. Es braus't

ein schneidender, giftiger Wind durch die Welt, der die Bäume entblättert, die Früchte vergiftet, Altes umstürzt und Neues hindert Wurzel zu fassen. Der Mensch stürzt mit den Elementen, die er sich unterthänig gemacht, sich selber und Andere vernichtend, im Fluge dahin. Ein frecher, zerstörender Geist — Dämon tauft' ich ihn lieber — rüttelt die bestehenden Gesetze, die Sitte aus althergebrachten, durch Gewohnheit und Recht gekitteten Fugen. Er will, an sich selber verzweifelnd, mit verwegenem Gelüste eine neue Welt in Stunden gründen, wozu Gott der Herr Jahrtausende gebraucht hat. Erkünstelte Leidenschaften — denn die Natur hat sie nicht geboren — suchen Nahrung an dem, was der Mensch früherer Tage als unbrauchbar und ungenießbar bei Seite geworfen hat, wie der Krebs, der rückwärts geht, sich von Leichen mästet. Kein Besitz ist ihnen heilig, sie wollen ihn stören, Andere zu verarmen, sich selbst zu bereichern. Gott wird es nicht dahin kommen lassen — so beten wir Alle — aber die Unruhe ist da und wir müssen sie leider ertragen. Denn wie eine erstickende, pestartige Krankheit, aus Wahnsinn geboren, Wahnsinn erzeugend, pflanzt sich diese Leidenschaft von Völkern zu Völkern fort. Gerade der Jugend will sich der Versucher bemächtigen, damit morgen vielleicht gelinge, was heute nicht gelingt. Hüte Dich also. Du wirst sie schreien hören, laut, sehr laut, und Deine Hilfe werden sie auch wach rufen wollen; mit

tausend köstlichen Gerüchen und Verheißungen werden sie Deinen Geist kitzeln und Dein Herz berauschen — und gerade die Dummsten schreien am lautesten, weil sie denken, das Schweigen verrathe den Einfältigen, obwohl er oft gerade der Weiseste ist. Die Armen! sie hören und sehen nicht, daß sie wie Kinder mit Feuer spielen und sich selber verbrennen. Gerade durch Beschäftigungen, denen der Mensch nicht gewachsen ist, verdrängt er die nöthige Arbeit. Er vernachlässigt das Nothwendige, während er das Ueberflüssige thut, und da er zu Grunde geht, durch sich selbst, so will er auch Andere zu Grunde richten. Vermeide daher, Dich in den Strudel des Müßigganges zu stürzen, den die Welt mit prahlerischem Großthun Politik nennt, das Politischste ist, von der Politik keine Notiz zu nehmen. Sie macht sich doch — die Welt schreitet doch fort, denn der schaffende Weltgeist trägt sie auf Flügeln des Windes mit sich daher — aber nicht im Sturm und Ungewitter der Uebereilung, sondern bei'm linden, leisen Winde aufgeklärter Vernunft und weise harrender Geduld.

„Das wollt' ich Dir sagen, das mußt' ich Dir sa- als Seelsorger und als Vater. Und nun, mein Sohn, da nichts mehr ist, was uns innerlich trennt, küsse und umarme mich!“

Und der vom lebhaften Sprechen entflammte und doch beruhigte Mann öffnete seine Arme und drückte den

lauschenden, beistimmenden Jüngling lange und innig an sein edles, menschliches Herz.

Hinter dem Stamme der nächsten riesigen Eiche aber entstand in diesem Augenblicke ein leises Geräusch. Die trockenen Blätter des vorigen Jahres, die am Boden lagen, rauschten auf, und hervor trat der Kantor, mit halb geöffneten Armen.

„Nehmt mich mit in Eure Umarmung," rief er, „es zieht mich zu Euch!"

Und lange standen so die drei wackeren Männer in brüderlicher, herzinniger Umschlingung.

Und nun, da sie sich losließen, rief der Geistliche mit laut erhobener Stimme:

„Hier, unter Gottes freiem Himmel, wo sein stets offenes Auge auf Dich und uns schaut, auf den mütterlichen, heimathlichen Boden, für den alle Deine Pulse schlagen, kniee nieder und empfange meinen väterlichen Segen! Der Herr segne und behüte Dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir seinen Frieden. Amen!"

„Amen!" rief der Kantor aus innerster Seele, und der Jüngling erhob sich.

In Worten sprach er jetzt nicht. Die Arme aber um den Vater und um den Freund geschlungen, stieg er mit ihnen langsam den Berg hinab, wandelte durch die

keimenden Fluren dahin und jeder Pulsschlag seines Herzens und jeder Druck seines Armes sagte laut und verständlich zu Beiden:

„Dank, tausend Dank, Ihr Guten und Geliebten, aus Grund meines Herzens!“

Der Abend wurde im Pfarrhause still und geräuschlos hingebracht, als wenn nach dem Vorgefallenen jedes Wort ein Ueberfluß gewesen wäre. Alles war zur Reise geordnet, denn schon früh am Morgen, mit Tagesanbruch, war der Wagen bestellt, um noch zu rechter Zeit in der von Bilsingen sechs Meilen entfernten Hauptstadt zu sein. Endlich um eilf Uhr war Alles im Pfarrhause zur Ruhe gegangen. Die Schwestern hatten am Halse des theuern Bruders gehangen, die Mutter hatte ihm ihren heißesten Segen, den ewiger Muttertreue, geschenkt. Alles schlief. Nur zwei Herzen konnten die Ruhe nicht finden, die die anderen umschlungen hatte. Es waren Vater und Sohn, von denen jeder auf seinem Zimmer, jeder mit seinen tiefeigensten Gedanken beschäftigt, dem kommenden wichtigen Tage wachend entgegengehen zu wollen schien.

Da pochte es erst leise, dann etwas lauter an das Fenster Eduards. Der helle Vollmond, eben hinter einer weißen Wolke verborgen, ließ den Mann, den Eduard sogleich wahrnahm, nicht recht erkennen. Erst als er sprach, hörte der Jüngling, der das Fenster leise geöffnet hatte, wer es war.

„Eduard," sagte die Stimme, „guten Abend! Es ist gut, daß Du noch wach bist; komm heraus, ich habe Dir noch Etwas zu sagen, was Niemand zu hören braucht. Ihr waret ja heute Abend in einer Stimmung, daß man Euch nicht stören durfte."

„Guten Abend, lieber Meister!" erwiderte Eduard, denn der Handwerker vom Zimmerplatze war der späte Besucher. „Können Sie es mir nicht hier am Fenster sagen, die Hausthür ist geschlossen und ich möchte die Schlafenden nicht stören."

„Nein, Junge, nein! Ich will Dich auch noch einmal umfassen; komm also herunter, springe hier aus dem Fenster, es ist nicht hoch."

Der Pfarrer, sonst ohne alle Neugierde, stand ebenfalls an seinem halbgeöffneten Fenster in dem Zimmer über Eduards, und hatte die Worte zwischen Beiden bis jetzt gehört. Er vernahm sodann, daß Eduard sein Fenster ganz öffnete, und bald sah er ihn in den Garten hinabspringen, wo ihn der Arm des Meisters ergriff und in den vom Monde schärfer beleuchteten Theil des Gartens zog. Was sie jetzt sprachen, konnte er nicht mehr verstehen, doch wartete er auf den zurückkehrenden Sohn.

„Sieh, mein Sohn," begann der Meister mit leiser Stimme, „Du warst heute Morgen bei mir und nahmst Abschied von allen meinen Hausbewohnern. Meine Alte hat den ganzen Tag geflennt. Laß sie, wir flennen nicht,

wir Männer, und fühlen doch, wie weh es thut, wenn Jemand scheidet, den wir gern bei uns behalten hätten. Doch höre. Ich hätte Dir am liebsten heute Morgen schon mitgetheilt, warum ich jetzt gekommen bin, allein sieh, das Ding hier — und er hielt eine lange grünseidene Börse empor — ist erst spät am Abend fertig geworden."

„Nun, was soll das?"

„Was es soll? Ein Nothpfennig ist es, den Du Dir zur Seite, in einen kleinen Kasten legen sollst und ihn bewahren. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo Du ihn brauchen kannst. Nun, was zögerst Du? Ziere Dich nicht, sieh, ich hab's ja; den anderen Jungen, dem Karl und Felix, habe ich es auch gegeben. Aber sagen darfst Du es Niemandem, ich möchte gern, daß diese Kleinigkeit unter uns bliebe."

Und er hielt dem erstaunten und tief gerührten Jüngling die Börse hin, aus welcher sich der noch nie vernommene metallene Klang sich berührender Goldstücke hören ließ.

Eduard ergriff, nicht die Börse, wohl aber die Hand des menschenfreundlichen Handwerksmeisters.

„Nicht so, Junge, die Börse, die Börse! Willst Du mir die Hand vom Leibe reißen, Du packst mich ja entsetzlich an."

„Meister, ich will Eure Hand, nicht allein zum Abschiede, auch zum Danke drücken — o, wie gut sind Sie!...“

„Das laß nur sein — da, laß mich Deine runden Wangen küssen — leb wohl, leb wohl — vergiß bei den vornehmen Leuten nie den Handwerker vom Dorfe — adieu!“

Und er riß sich los und war schon am Ende des Gartens.

„Ich vergesse nie!“ rief Eduard ihm laut nach — „habet Dank, lebet wohl!“

Und der Meister war über den Gartenzaun entsprungen und lief schnell, am See entlang, seinem Häuschen zu. Er ahnete nicht, welchen fruchtbaren Saamen er mit dieser seiner letzten guten Handlung an Eduard in die dankbare Brust des Jünglings gestreut hatte.

Eduard schritt, noch voll Rührung, durch den Garten dem Pfarrhause zu. Als er eben in sein Fenster klettern wollte, beugte sich der Pfarrer aus dem seinigen herab, und flüsterte leise;

„Eduard!“

„Mein Vater! bist Du noch wach?“

„Was hat der Meister von Dir gewollt?“

„Er hat mir noch einmal Lebewohl gesagt und diese Börse mit dem klingenden Inhalte als Nothpfennig in die Hand gesteckt. Niemand aber soll es wissen!“

Der Pfarrer schüttelte, tief ergriffen, leise das männliche Haupt und blickte zu den Sternen des Himmels auf.

„So sind die Menschen,“ dachte er mehr, als er sprach, „und Du, Allmächtiger, hast sie also geschaffen!“

In der Börse fanden sich zwölf neue Goldstücke. Mit dem anbrechenden Morgen aber war der junge Student mit dem Pfarrer auf dem Wege nach der Hauptstadt.

Ende des ersten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Galen, Philipp,

Der Inselkönig Ein Roman in fünf Bänden aus Herlosssohn's nachgelassenen Papieren von Philipp Galen

Bd.: 1

Grimma und Leipzig 1852